

# Zur Entwicklung der Spielkartenfarben in der Schweiz, in Deutschland und in Frankreich

Autor(en): **Rumpf, Marianne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **72 (1976)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117151>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Zur Entwicklung der Spielkartenfarben in der Schweiz, in Deutschland und in Frankreich

Von *Marianne Rumpf*

In der Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte werden von Peter F. Kopp<sup>1</sup> und Lucas Wüthrich<sup>2</sup> frühe Kartenspiele der Schweiz aus dem Besitz des Historischen Museums Basel, der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt, des Museums Allerheiligen Schaffhausen, des Staatsarchivs Bern, der Bürgerbibliothek Bern und des Schweizerischen Landesmuseums Zürich behandelt. Besonders die beiden erstgenannten Spiele mit den von den noch immer in der Schweiz üblichen Jass-Karten abweichenden Hüten und Federn als Farben statt der Rosen und Eicheln und neben den Schellen und Schilten der herkömmlichen Zeichen, geben mir den Anlass, mich mit der Entstehungsgeschichte und Deutung der Spielkartenfarben zu beschäftigen.

Im Katalog der Spielkartenausstellung der Albertina in Wien 1974 erwähnt Kopp<sup>3</sup> noch das dort ausgestellte Spielkartenfragment aus dem Besitz des Deutschen Spielkarten-Museums Leinfelden, ebenfalls mit Federn und Hüten als Farben, und das Titelbild einer um 1513 datierten Ausgabe des Gedichtes «Der welsch Flusz» des Pamphilus Gengenbach aus dem Besitz der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, auf dem neben der Schilten-Vier und Schellen-Zwei zwei Federn als Kartenfarbe dargestellt sind.

Dass die Spiele mit der «Hut»- und «Federn»-Farbe in Basel angefertigt worden sind, hat Emil Major<sup>4</sup> festgestellt, und Kopp<sup>5</sup> setzt die Datierung wohl mit Recht nach 1501 an. Auch das Darmstädter Spiel lässt als Herkunftsort Basel vermuten, da es im Einbanddeckel eines in Basel gedruckten Buches entdeckt worden ist, das zwischen 1509 und 1516 gebunden wurde<sup>6</sup>. Aus Basel ist vermutlich auch das

<sup>1</sup> Peter F. Kopp, Die frühesten Spielkarten in der Schweiz, in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 30 (1973) 130–145.

<sup>2</sup> Lucas Wüthrich, Spielkarten des 16. Jahrhunderts im Schweizerischen Landesmuseum, in: Zeitschrift f. Schweizerische Archäologie u. Kunstgeschichte 30 (1973) 146–161.

<sup>3</sup> Spielkarten, ihre Kunst und Geschichte in Mitteleuropa. 242. Ausstellung 12. Sept.–3. Nov. 1974. Graphische Sammlung Albertina. Wien 1974.

<sup>4</sup> Emil Major, in: Jahresbericht des Historischen Museums Basel, 1937, 17ff.

<sup>5</sup> Kopp (wie Anm. 1) 137.

<sup>6</sup> Adolf Schmidt, Das älteste «Schweizer Kartenspiel» im Besitz der Hess. Landesbibliothek, in: Quartalblätter des Historischen Vereins für das Grossherzogtum Hessen. NF. 1 (1871) 88ff. u. ders.; Zur Datierung der Spielkarten des 15. und 16. Jahrhunderts, in: Quartalblätter d. Hist. Vereins f. d. Grossherzogt. Hessen NF. 9 (1899) 89–93.

ebenfalls in einem Buchdeckel von Hellmut Rosenfeld<sup>7</sup> in Bänden der Bayerischen Staatsbibliothek gefundene Fragment eines Kartendruckbogens, auf dem als Farben Schlüssel und Geldbörsen zu finden sind. Der Einband der Basler Caesar-Ausgabe wird von Rosenfeld anhand des Rollenstempels, der für den Einband verwendet wurde, nach 1511 datiert. Die unüblichen Farbgegenstände Schlüssel und Geldbörsen deutet Rosenfeld<sup>8</sup> als Embleme von Gewerben, in diesem Falle Schlosser und Beutler, wie er auch die Schellen als Zeichen der Schellenmacher ansehen möchte. Kopp<sup>9</sup> dagegen hegt berechtigte Zweifel daran, wegen der Hütefarbe der aus Basel stammenden Kartenspiele das Spiel als ein für Hutmacher angefertigtes Spiel zu erkennen.

Zur Erklärung dieser von der Norm abweichenden Kartenfarben in Basel und zur Entwicklung und Entstehung der in der Schweiz, in Deutschland und in Frankreich üblichen Spielkartenfarben können sprachliche Belege aus der Schweiz, vom Oberrhein (Baden und Elsass) und aus dem deutschen Sprachraum, aber auch mundartliche, die Spielkarten und das Kartenspiel betreffende Ausdrücke beitragen. Das Kartenspiel, als Ganzes mit seinen einzelnen verschieden benannten Karten, Farben, Figuren und Werten eignet sich vorzüglich dazu, Traditionsvorgänge über Sprachbarrieren hinweg zu beobachten.

Die Vielgliedrigkeit des Kartenspiels und die Tatsache, dass bei der Tradition sowohl sachlich-formale als auch sprachliche Übertragungen möglich und dass beide Wege belegbar sind und sich gegenseitig ergänzen, lässt kulturgeschichtliche Zusammenhänge erkennen. Das bei den Traditionsvorgängen zu beobachtende Wechselspiel mündlich-akustischer und formal-optischer Übertragungen, zu dem noch die Übersetzung des sprachkundigen Kartenspielers kommt, liefert durch die Vielfalt der Möglichkeiten, die das Kartenspiel beinhaltet, eine Fülle interessanter Beispiele für die bei der Überwindung von Sprach- und Kulturgrenzen zu beobachtenden Vorgänge. Sprachgrenzen sind häufig auch Traditionsgrenzen. Sie sind einerseits traditionshemmend, können andererseits aber auch durch Missverständnisse, Sinnverkehrungen, Wortmissdeutungen und im Falle der Spielkarten auch Verbildlichungen der missverstandenen Fremdworte variationsfördernd sein.

---

<sup>7</sup> Hellmut Rosenfeld, Die ältesten Spielkarten und ihre Farbzeichen, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 11 (1956) 639 ff.

<sup>8</sup> Rosenfeld (wie Anm. 7) 641.

<sup>9</sup> Kopp (wie Anm. 1) 140.

Sinngemässe Übertragungen setzen die Kenntnis und Beherrschung der anderen, fremden Sprache voraus, womit häufig die Zugehörigkeit zu einer gehobenen Intelligenzschicht verbunden ist. Unkenntnis einer Sprache, auch von örtlich begrenzt gebrauchten Dialektworten, kann zu Sinnverkehrungen und Wortmissdeutungen führen, was im speziellen Falle der Spielkarten ausserdem noch die Verbildlichung einer Wortmissdeutung zur Folge haben kann, woraus dann völlig neue Farbzeichen entstehen können. Aus der Literatur zur Geschichte der Spiele und des Kartenspiels sind einige Beispiele von Wortmissdeutungen bekannt, auf die hier kurz hingewiesen werden soll.

In einer Strassburger Dissertation beschäftigt sich H. Rausch<sup>10</sup> mit dem Spielverzeichnis in Fischarts Geschichtsklitterung, das er mit dem französischen Verzeichnis von Rabelais vergleicht, auf das sich Fischart bezieht. Es wurden demnach entweder von Fischart Namen für Spiele aus dem Französischen übernommen und eingedeutscht oder mehr oder weniger sinngemäss übersetzt. Spiele, die vermutlich im Elsass und am Oberrhein heimisch waren, hat Fischart dem Verzeichnis noch ergänzend hinzugefügt. Unter den Würfelspielen ist ein Spiel aufgeführt, das bei Fischart «der Schantz» heisst, bei Rabelais «a la chance»<sup>11</sup>. Das französische Wort ist also von Fischart oder ganz allgemein im Elsass in «Schantz» germanisiert worden. Vermutlich das gleiche Spiel taucht nochmals bei Fischart unter der Bezeichnung «des Glücks», bei Rabelais als «au glic» auf, in diesem Falle also eine «Gallisierung» des deutschen Wortes. Rausch hält den Ausdruck «Schantz» für älter als den «des Glücks», bemerkt aber dazu, dass die «kreuzweise Umwandlung des Begriffs» fast gleichzeitig und sehr früh vor sich gegangen sein müsse. In der französischen Literatur kommt die Bezeichnung «à la chance» für ein Würfelspiel bereits im 13. Jahrhundert vor, aber auch der Name «au glic» ist daneben sehr gebräuchlich, während das Spiel «des Glücks» in Deutschland nicht so häufig bezeugt ist. Meister Ingold spricht in seinem Traktat<sup>12</sup> im Kapitel über das Würfelspiel vom «Schantzen». «Umschantzen» wird bei Hans Sachs erwähnt, und im Schwäbischen Wörterbuch<sup>13</sup> wird eine Ulmer Verordnung von 1484 angeführt, in der «vff der karten

---

<sup>10</sup> Heinrich A. Rausch, Das Spielverzeichnis im 25. Kapitel von Fischarts «Geschichtsklitterung» (Gargantua). Strassburg, Phil. Diss. 1904.

<sup>11</sup> Rausch (wie Anm. 10) S. LXIIff.

<sup>12</sup> Das güldin spil von Meister Ingold. Hrsg. von Edward Schröder in: Elsässische Litteraturdenkmäler aus dem XIV.–XVII. Jahrhundert. Bd. 3. Strassburg 1882.

<sup>13</sup> Schwäbisches Wörterbuch. Bearb. v. Hermann Fischer, 5, 690.

schanzen» verboten wird. Frischlin<sup>14</sup> zählt das «Schantzen» dagegen noch 1586 bei den Würfelspielen auf. Die Redensarten «etwas in die Schanze schlagen» und «jemandem etwas zuschanzen» beziehen sich vermutlich auch auf das Glücksspiel «Schanzen» bzw. «chance».

Ein anderes Spiel, das bei Fischart «des Hörnlins» heisst, ist die wörtliche Übersetzung des bei Rabelais «a la corne» genannten Würfelspieles<sup>15</sup>. Die deutsche Übersetzung «Hörnlin» gibt keinen rechten Sinn, da man offenbar nicht wusste, dass mit dem französischen Wort «corne» nicht ein Horn, sondern ein «cornet» = ein Würfelbecher gemeint ist<sup>16</sup>.

Die hier zu beobachtende wechselseitige Übernahme von Namen oder Bezeichnungen aus dem Französischen ins Deutsche oder vom Deutschen ins Französische ist charakteristisch für das deutsch-französische Kontaktgebiet am Oberrhein.

Bachmann<sup>17</sup> kennt weitere Beispiele unverstandener Fremdworte beim Kartenspiel. So wurde in der Lausitz, in Schlesien und der ehemaligen Provinz Posen das bei der Landbevölkerung noch sehr beliebte Trappolierspiel «Boston-Karte» genannt. Das ganze Spiel hat nach Bachmann seinen Namen von einer der vier italienischen Farben, den Bastoni = Stöcken, erhalten. Für die Figurenkarten des Trapolla-Spiels kennt man die Bezeichnungen das «Reh» für italienisch «il re» = der König, das «Kavall» für il «cavallo» und das «Fantel» für «il fante» = der Fuss-Soldat. Dem Wortlaut entsprechend wird das italienische *il re* zum sächlichen *Reh* im Deutschen und erhält damit einen völlig neuen Sinn. Bei den beiden anderen italienischen Worten, zu denen es kein sinnvolles deutsches Äquivalent gibt, ist das Genus des deutschen Begriffes ebenfalls sächlich.

Der bayerische Ausdruck «Spadifankel» für den «Valet de pique» im Kartenspiel, als «Spari-Fankel», «Spiri-Fankel» und «Spadi-fantl» als Bezeichnung für einen bösen Buben oder Teufel üblich, ist aus der italienischen Bezeichnung für den Schwert-Unter = Spadi-il fante, ab-

<sup>14</sup> Nicodemus Frischlin, *Nomenclatur trilinguis graecolatino-germanicus* (Frankfurt/Main 1586) 280.

<sup>15</sup> Rausch (wie Anm. 10) S. LX.

<sup>16</sup> Vgl. Littré, *Dictionnaire de la langue française*: corne = terme de jeux. Tenir la corne, avoir les dés et jouer pour son compte. Corne est ici pour cornet.

<sup>17</sup> Kurt Bachmann, *Zur Entwicklung der Spielkarten und der Kartenspiele und deren Beziehungen zur Skatstadt Altenburg (Thür.)*, in: *Beiträge zur Sprachwissenschaft und Volkskunde. Festschrift für Ernst Ochs (Lahr 1951)* 331. – Dr. Trüb von der Redaktion des *Schweizerdeutschen Wörterbuchs* in Zürich kennt auch in der Schweiz ein «Boston» genanntes Kartenspiel mit französischen Kartenfarben, das sich sehr wesentlich vom Jassspiel unterscheidet.

zuleiten. Die Deutung von Schmeller<sup>18</sup>, der diese Ausdrücke aus altgermanischen und nordischen Wurzeln ableiten will, ist unglaubwürdig.

Aus den Verboten, die im 14. und 15. Jahrhundert in Städten diesseits der Alpen erlassen wurden, kann man schliessen, dass das Kartenspiel neben dem Würfelspiel so verbreitet gewesen sein muss, dass man seitens der «Obrigkeit» sich veranlasst sah, gegen diese Spielwut Massnahmen zu ergreifen.

Aus der Tatsache, dass diese Verbote nach einigen Jahren wiederholt werden mussten, kann man schliessen, dass mit den Verboten die Spielsucht der Bevölkerung nicht zu bekämpfen war<sup>19</sup>.

Den frühen Nachrichten über das Kartenspielen in Deutschland und der Schweiz sind Einzelheiten des Spieles wie Farben nicht zu entnehmen. Man kann nur vermuten, dass es vorwiegend italienische Karten mit den Farben Spade, Bastoni, Coppe und Denari gewesen sind.

Die deutsch-italienischen Beziehungen waren im ausgehenden Mittelalter so intensiv, dass es für Deutsche fast aller Bevölkerungsschichten vielfach Gelegenheiten gegeben haben wird, das Kartenspiel in Italien selbst kennen zu lernen oder es von zurückgekehrten Italienfahrern oder nach Deutschland gekommenen Italienern beigebracht zu bekommen.

Bei Fahrten von und nach Italien, während der Aufenthalte unterwegs, in Privatunterkünften, in Pilgerherbergen, Gemeinschaftsunterkünften der Kaufleute, Handwerker und Studenten, im Feldlager der Söldner und schliesslich in den Wirtshäusern und allmählich sich etablierenden Gasthäusern gab es zweifellos genug Gelegenheiten, das Kartenspiel kennen zu lernen, sich an einem Spiel zu beteiligen und Gefallen daran zu finden. Von Frankfurt und Mainz wissen wir, dass es dort öffentliche Spielhäuser gab, in denen sich Einheimische und Fremde beim Spiele treffen konnten.

In den Spielhäusern wurden den dorthin kommenden Spielern Brettspiele, Würfel und Karten vermutlich vom Pächter des Hauses zur Verfügung gestellt, und ein Gastwirt mag auch in seinem Wirtshaus seine Gäste mit einem ihm gehörenden Kartenspiel versorgt haben. In Pilgerherbergen, in denen das Spielen streng untersagt war und bei anderen Gelegenheiten in den Gemeinschaftsunterkünften oder

---

<sup>18</sup> Andreas Schmeller, Bayerisches Wörterbuch 1, 732 u. 2, 658.

<sup>19</sup> Ausführliches Material über Spielverbote bei Wilhelm Ludwig Schreiber, Die ältesten Spielkarten und die auf das Kartenspiel Bezug habenden Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts. Strassburg 1937.

im Feldlager wird der glückliche Besitzer eines Kartenspieles bei seiner Abreise auch das Spiel mitgenommen haben, das im Gegensatz zu den Brettspielen wie die Würfel auch im kleinen Marschgepäck wenig Platz benötigte. Die zurückgebliebenen Mitspieler mussten also, sofern sie keine Gelegenheit hatten, am Ort ein Spiel zu kaufen, sich von einem ortsansässigen Brief- oder Kartenmaler nach ihren Angaben Spielkarten anfertigen lassen.

Geht man von der Voraussetzung aus, dass einem Briefmaler oder Formschneider, der den Auftrag erhalten hatte, ein Kartenspiel anzufertigen, kein Originalspiel zur Verfügung stand, das er kopieren konnte, so ist in diesem Umstand bereits eine Quelle für Fehler gegeben, die aus Missverständnissen entstehen können. Die Beschreibung der Figuren und einzelnen Farbzeichen fielen womöglich recht ungenau aus, da der Auftraggeber beim Spielen die auf den Karten dargestellten Gegenstände nicht genau erkennen konnte, besonders dann, wenn die Karten vom häufigen Gebrauch abgenutzt und schmutzig waren. Hinzu kommt noch, dass bei den italienischen Spadi- und Bastoni-Farben die dargestellten Farbzeichen der Zahlenkarten oft, im Gegensatz zu den übersichtlich nebeneinander angeordneten Keulen und Schwertern der spanischen Karten, ornamental verschlungen und deshalb schwerer erkennbar sind.

Ein sprachkundiger deutscher Spieler, der die Bedeutung der für die italienischen Farben üblichen Bezeichnungen nicht kennt und womöglich auch nicht mit dem dargestellten Gegenstand in Beziehung setzen kann, gibt ausserdem ein für ihn sinnloses Fremdwort an den Hersteller des Kartenspieles weiter. In diesem Falle kann also sowohl die akustische als auch die optische aus dem Gedächtnis erfolgende Weitergabe ungenau sein, so dass Missverständnisse und Missdeutungen bereits bei der ersten Traditionsphase auftreten können. Die ersten Missverständnisse können weitere Missdeutungen, Umdeutungen, Neuinterpretierungen und Veränderungen sowohl im Bild der Karten, in den Farben, als auch in den Bezeichnungen für die einzelnen Kartenfarben nach sich ziehen, woraus nun völlig neue Spiele entstehen, die mit der ursprünglichen italienischen Urform nur noch wenig Gemeinsamkeiten aufweisen.

Dass neben den neu entstandenen Kartenspielen in Deutschland auch noch mit Karten der italienischen Farben gespielt worden ist, geht daraus hervor, dass diese Farben im Trappollierspiel in Schlesien und der Lausitz sich noch bis in die jüngste Zeit erhalten haben.

Im Bayerischen Wörterbuch<sup>20</sup> wird der Münchner Codex Cod. Monac. Augustin 84 aus dem Jahre 1460 zitiert, in dem auf f. 2 ein Bruder Berchtold im Augustinischen Geiste eine Messe hält, bei der Spieler mitwirken. Dieser Text ist insofern bemerkenswert, weil darin sowohl die italienischen als auch die deutschen Spielkartenfarben genannt werden, wobei ausdrücklich zwischen italienischen und deutschen Kartenspielen unterschieden wird. Als Bezeichnung für die Farben werden ausserdem noch lateinische Vokabeln genannt, es handelt sich um einen lateinischen Text. Jedes Farbzeichen wird als Symbol für ein Laster erklärt. Die Stelle des Textes, in der die Farbzeichen genannt werden, lautet: «*Denarii* in cartis ytallicorum significant avaritiam, *baculi* stultitiam vel *nolae* fatuitatem sicut patet in cartis Alemannorum *calices* sive *credentz* significant ebrietatem, luxuriam. sic etiam *aichel* in cartis theotunicorum. *Enses* significant iram, reges significant praevalentes in nequitiis.»

Der Verfasser des Münchener Textes lehnt sich mit seinen Symboldeutungen an einen Text des italienischen Volkspredigers Bernhardin von Siena an, in dem es heisst: «*Denarii* avaritiam, *Baculi* stultitiam seu caninam saevitiam, *Calices* seu Copae ebrietatem et gulam, *Enses* odium et guerram»<sup>21</sup>.

Die Coppe, lateinisch wie bei Bernhardin auch von dem bayerischen Verfasser mit *calices* bezeichnet, werden mit dem deutschen Wort *credentz* übersetzt, die *Denari*, *Baculi* und *Enses* sind die vier italienischen Farben auf lateinisch. Als zusätzliche Farben, als «*cartis theotunicorum*» werden die *aichel* auf deutsch und die Schelle auf lateinisch als *nolae*, ebenfalls als «*in cartis Alemannorum*» charakterisiert, dem Bernhardinischen Text hinzugefügt, womit erwiesen ist, dass man um 1460 vermutlich in Bayern italienische Kartenspiele gekannt hat und von den deutschen die Kartenfarben Schellen und Eicheln.

Der Tübinger Dichter und Graecist Nicodemus Frischlin<sup>22</sup> führt ebenfalls die italienischen Kartenfarben 1586 in seinem dreisprachigen Wörterbuch mit den italienischen, lateinischen und deutschen Bezeichnungen: *Calices* = *Kelch*|*Copi*; – *Monetae* = *Gelt*|*Denari*; – *Baculi*, *Fustis* = *Brügel*|*Bastani*; – *Gladij* = *Schwert*|*Spadj* auf.

Demnach waren Ende des 16. Jahrhunderts in Württemberg bzw. Tübingen die italienischen Karten in Akademikerkreisen noch be-

<sup>20</sup> Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 2, 663.

<sup>21</sup> Zitiert bei Schreiber (wie Anm. 19) 121, Bernhardin von Siena lebte von 1380 bis 1444.

<sup>22</sup> Frischlin (wie Anm. 14) 280f.

kannt, und zwar sowohl mit den italienischen noch heute gebräuchlichen Namen als auch in den deutschen und lateinischen sinngemässen Übersetzungen.

Schreiber<sup>23</sup> zitiert den Traktat «De doctrinae promiscuae» des 1478 verstorbenen Italieners Galeottus Martius, der darin die Entstehung der italienischen Kartenfarbe Bastoni auf ein Missverständnis zurückführt. Nach Martius bedeuten die *Copae* den Trank, die *Denarii* seien eigentlich keine Münzen, sondern runde Brote, die die Speisen versinnbildlichen, die *Spade* und *Bastoni* seien die Waffen. Er glaubt, dass das Wort Bastoni aus einer fehlerhaften Aussprache von *Hastoni* = Lanzen abzuleiten sei.

Bei den *Rosen*, *Kronen*, *Pfennigen* und *Ring*en, die Meister Ingold in seinem «güldin spil»<sup>24</sup>, einem 1432/33 verfassten Traktat, als Kartenfarben nennt, gehören die Rosen zu der Schweizer Jasskarte. Die Pfennige kann man als Übersetzung der italienischen Denari ansehen, der Frischlinschen Übersetzung Gelt entsprechend. Kronen und Ringe sind als Spielkartenfarben weniger geläufig.

Eine Spielkarte der Kronen-Farbe ist in dem von Eugen Diederichs herausgegebenen Bildwerk «Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern»<sup>25</sup> abgebildet. Sie gehört zu einer Holzschnittfolge aus der Buchausgabe des Lehrspiels «Logica memorativa – Kartiludium logice» des Thomas Murner, Strassburg von 1507.

Kopp<sup>26</sup> weist im Ausstellungskatalog der Albertina Wien 1974 auf ein kürzlich gefundenes Spielfragment hin, bei dem neben *Eicheln* und *Schellen* eine *Krone* als Farbe erscheint. Das Fragment, das noch ins 15. Jahrh. datiert wird, bestätigt also die bei Meister Ingold erwähnte Kronen-Farbe, diesmal aber neben den deutsch-schweizerischen Kartenfarben Schellen und Eicheln.

Schreiber<sup>27</sup> erwähnt eine Münchener Handschrift (Cgm 311) des Traktats von Meister Ingold aus dem Jahre 1472, in der statt des Ringes ein «*Fingerlein*» als Kartenfarbe genannt ist. Unter einem *Fingerlein* oder *Fingerling* verstand man nach dem Grimmschen Wörterbuch<sup>28</sup>

<sup>23</sup> Schreiber (wie Anm. 19) 121.

<sup>24</sup> Datierung nach Kopp (wie Anm. 1) 133.

<sup>25</sup> Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern. Hrsg. Eugen Diederichs. Bd. 1 (Jena 1908) 188.

<sup>26</sup> Spielkarten. Ausstellungskatalog (wie Anm. 3) 105. Nach mündl. Auskunft von P. Kopp ist die Datierung ins letzte Drittel des 15. Jahrhunderts anzusetzen.

<sup>27</sup> Schreiber (wie Anm. 19) 125.

<sup>28</sup> Jacob u. Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch 3, 1658f. Fingerling oder Vingerling = Fingerhut = Hütchen für einen kranken Finger. – Josua Maaler (gen. Pictorius), Die teutsch sprach (Zürich 1561) 136.

nicht nur einen Fingerring, sondern auch einen *Fingerhut*, ein seit dem Mittelalter gebräuchliches Nähutensil oder ein Hütchen für einen kranken Finger. Metallene Fingerhüte gab es in Ringform, das heisst es war ein breiter Ring mit offener Fingerkuppe und mit geschlossener Kuppe, wie sie um 1425 im Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg<sup>29</sup> auf dem Bild eines Fingerhutmachers in seiner Werkstatt abgebildet sind.

Adelung<sup>30</sup> unterscheidet zwischen einem *Fingerling* = Fingerring und einem *Fingerling* = einem Überzug eines Fingers aus Leder. In der Schweiz<sup>31</sup> ist ein Fingerling der Finger eines Handschuhs aus Tuch oder Leder als Überzug über einen (kranken) Finger, synonym mit Tümling, Fingerhuet oder Fingerhübli. Die «geschlossenen» Fingerhüte wiederum erinnern an die Hutformen mit kleinem Rand, wie sie als Kartenfarbe in den Basler Kartenspielen vorkommen.

Die von Meister Ingold als Kartenfarbe genannten *Rosen* werden bereits 1468 in den Rat- und Richtebüchern der Stadt Zürich<sup>32</sup> genannt: «(Als N. beim Kartenspiel) wider usswerffen sölte, hatte er noch nit me denn sechs Kartten, und das wärint als *rosen*.»

Im Schweizerischen Idiotikon ist ein Mundarttext des Glarner Mittellandes nach Streiff<sup>33</sup> zitiert, in dem ein Glarner feststellt, dass man auf dem Gurten bei Bern mit ihm unbekanntem Spielkarten spielte: «Da hä<sup>n</sup>d-si Charte<sup>n</sup> g'cha<sup>n</sup>, ganz anderst als mir, und denn han ich g'seit ... dere<sup>n</sup> Charte<sup>n</sup> heig-ich miner Lebdirg noch kei<sup>n</sup> g'sih<sup>n</sup>, ich sig ebe<sup>n</sup> vu<sup>n</sup> Glaris und da heige<sup>d</sup> mir *Chöpfen*, *Rose*, *Schilte* und *Eichle*, und das sig<sup>e</sup> ja *Herz* und *Chrüzzer*, und disne<sup>n</sup> beede<sup>n</sup> Farbe<sup>n</sup> wüss ich nü<sup>d</sup> e<sup>n</sup>mal der Name<sup>n</sup>». Die französischen bzw. deutsch-französischen Kartenfarben Herz und Chrüzzer sind dem Glarner also unbekannt, der nur die typisch ostschweizerischen Farben Chöpfen, Rosen, Schilten und Eichlen kennt. Ein schönes Beispiel dafür, wie regional oder sogar lokal gebunden die Kartenbezeichnungen sind<sup>34</sup>.

<sup>29</sup> Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg (München 1965) Bildband 13.

<sup>30</sup> Johann Christoph Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart (Leipzig 1796) Bd. 2, 159.

<sup>31</sup> Schweizerisches Idiotikon, I, 865.

<sup>32</sup> Schweiz. Id. 6, 1389.

<sup>33</sup> Caspar Streiff, Mundart des Glarner Mittellandes. Glarner Nachrichten. 24. Dez. 1902. Der Glarner Abzählreim: «Enen, teenen, toppel teenen, Nummeren eenen d's Abendbroot. Schilten, Chrüzzen, Barendregg, haut-men-dir der Chopf enwegg» bezieht sich vermutlich auch auf das Kartenspiel.

<sup>34</sup> Vgl. Paul Geiger und Richard Weiss, Erste Proben aus dem Atlas der schweizerischen Volkskunde, in: SAVk 36 (1937/38) 240–250 Die Spielkarten.

Die von dem Glarner genannten *Schilten* sind als noch heute übliche schweizerische Kartenfarbe schon aus den von Wüthrich und Kopp<sup>35</sup> vorgestellten Kartenspielen des 15./16. Jahrhunderts als Wappenschilder bekannt.

Laut Schweizerischem Idiotikon<sup>36</sup> stammt das älteste Zeugnis für *Schilt* als Kartenfarbe aus dem Jahre 1528 aus Bern. In der Geschichte des Bernischen Kriegswesens werden von Rodt<sup>37</sup> Eichlen, Schellen, Schilten und Herzen erwähnt, die um 1570 Namen von Geschützen waren: «Sämtlicheres leichteres Geschütz machte den Benennungen nach ein Kartenspiel aus mit einem König, Oberbueb und Unterbueb, den Eins, Zwei, Drei usw. von *Eichlen*, *Schellen*, *Schilten* und *Herzen*.» Hier gehört also in Bern das Herz statt der Rosen zu den Kartenfarben, nicht aber Kreuz oder Chrüzen.

In einem Verhörprotokoll aus Baden im Aargau aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts werden drei Gauner «*Schiltenerbuob*», «*Schiltenerkeisser*» und «*Schiltener-Jos*» genannt<sup>38</sup>.

Der Kaiser ist die Zehnerkarte im Kaiserspiel oder Karnöffelspiel. Das Kaiserspiel ist in den katholischen Kantonen der Schweiz ein beliebtes Kartenspiel, das in neuerer Zeit vom Jass-Spiel mehr und mehr verdrängt worden ist<sup>39</sup>. Das Kaiserspiel wird 1620 in Mahlers «Stanislaus»<sup>40</sup> erwähnt. Der Unter der Trumpffarbe heisst Jos. Die Farben des Kaiserspieles sind *Eichlen*, *Rosen*, *Schellen* und *Schilten*, die auch *Grün*, *Blass*, *Fugel* und *Tätsch* heissen. Grün ist bei der deutschen Spielkarte häufig die Bezeichnung für die Blattfarbe, auf die später noch einzugehen sein wird. Blass ist zweifellos eine synonyme Bezeichnung für Schilten, abzuleiten vom französischen Blason = Wappenschild, also eine «Eindeutschung» eines französischen Wortes<sup>41</sup>.

<sup>35</sup> Zeitschr. f. Schweiz. Archäologie u. Kunstgesch. 30 (1973).

<sup>36</sup> Schweiz. Id. 8, 745.

<sup>37</sup> Anzeiger für schweizerische Geschichte NF Bd 10 (1906/07) 468.

<sup>38</sup> Schweiz. Id. 8, 746.

<sup>39</sup> Schweiz. Id. 3, 514.

<sup>40</sup> Johann Mahler, Sankt Stanislaus. Drama ca. 1620. – Nach Hermann von Liebenau, Das uralte und edle so genannte Karnöffel- oder Kaiserspiel (Luzern 1841) 1, wird das Spiel bereits 1496 von Geiler von Kaisersberg in einer Predigt erwähnt, die 1515, lateinisch als «de arbore humana», und 1521 veröffentlicht ist. «Ludus caesaris Kaiserspiel vel Karnoefflis».

<sup>41</sup> Vgl. die in der Schweiz übliche Bezeichnung für weisse Flecke im Fell des Viehs = Schilt, oder die Namen «Schilti» für grobgefleckte Kühe, Rinder mit weissen Streifen auf dem Rücken oder weissem Fleck auf der Stirn. Im Deutschen kennt man dafür die Bezeichnung «Bless» oder «Blesse», ein Lehnwort aus dem Französischen von blason = Schild.

Mit *Fugel* wird im Kaiserspiel oder Karnöffel der Schellenkaiser bezeichnet. Ein Fugel ist aber auch laut Schweizerischem Idiotikon<sup>42</sup> ein Schalk, ein Possenmacher. Das Verb fügen bedeutet Spass machen, nichtsnutziges Zeug treiben.

Das Wort *Tätsch* ist als Substantiv und als Verb in der Schweiz mit sehr vielfältigen Bedeutungen sehr gebräuchlich u. a. als Tätsche, Bezeichnung für *Stock*, *Schläge*, *Prügel*, als *Fliegentätsche* und als *Tätschi* für ein Instrument zum Knallen und Klatschen, Fuhrmannspeitsche und als *Klatschholz* der Hanswürste, auch Rätschi genannt<sup>43</sup>. Tätsch wird ausdrücklich als Bezeichnung für den *Schiltten-Chaiser* oder *Schiltten-Zebner* im Kaiserspiel angeführt<sup>44</sup>. Es sei hierbei an die Übersetzung *Brügel* des italienischen Wortes *Bastoni*, lateinisch *Baculi* und *Fustis*, bei Frischlin erinnert.

«*Schiltensuw*» wird 1607 in einem Berner Protokoll in Bern-Wangen der vom Amtmann gefangen genommene, aus Zürich-Flach stammende Heinrich Ziegler von seinen Gesellen genannt<sup>45</sup>.

*Sau* im Zusammenhang mit einer Kartenfarbe ist die Bezeichnung für die *Zweier-* oder *Daus-Karte*, wonach, weil die Dauskarte als Stichkarte eine besondere Rolle spielt, der Typ der deutschen Dauskarte benannt ist. So heisst es bei Abraham a Santa Clara<sup>46</sup> «so seynd ja in der Karten vier *sau*. *Aichelsau*, *Herzsau*, *Schellensau*, *Grassau*. und weilen die *Sau* mehrer gelten als ein *König*, so ist das ja ein *säuisch* Spiel».

Im Schweizerischen Idiotikon<sup>47</sup> sind folgende Bezeichnungen für die As-Karte erwähnt: Eichlen-sūw, Eggensūw für Carreau-As, Herz-sūw, Chöpfen-sūw für Schellen-As, Chrüz-sūw für Trèfle-As, Rosen-sūw, Schuflensūw, Schiltensūw und Stöckensūw mit Belegen seit 1486.

Der Elsässer Fischart nennt mehrmals als Stichkarte die Aichelsau oder Sau-Ess<sup>48</sup>: «Diese seind die *Eycheln Sau* vnnd *Sau-Ess* (wie einmahl ein Teutscher Fürst sagt) welche der Teuffel lang auff den Stich behalten hat. Aber er mag mit dem Stich wol zusehen / dann man hat jhm inn die Kart gesehen / vnnd die *Schellen* vnnd *Eicheln* / darauff er wart / spart vnnd hart / sind verworffen vnnd vernarrt»... «denn er

<sup>42</sup> Schweiz. Id. 1, 699. – Liebenau (wie Anm. 40) 6. Schweiz. Id. 3, 514.

<sup>43</sup> Schweiz. Id. 13, 2114 u. 2160.

<sup>44</sup> Liebenau (wie Anm. 40) 6; S. 4 auch Dätsch oder Dartsche geschrieben. Schweiz. Id. 13, 2133 u. 3, 514.

<sup>45</sup> Schweiz. Id. 7, 1509.

<sup>46</sup> Abraham a Santa Clara. Zitiert bei Grimm, Deutsches Wörterbuch nach Andreas Schmeller, Bayer. Wörterbuch, 2, 199; dort keine näheren Angaben.

<sup>47</sup> Schweiz. Id. 7, 1500, 1505–1509.

<sup>48</sup> Johann Fischart, Bienenkorb (1588) 21 u. 143.

(der papst) ist an kein gesatz gebunden, die *Aichelsau* ist des stiches frei».

Im Schweizer Kaiser- oder Karnöffelspiel wird die Zehnerkarte durch die Bezeichnung «Kaiser» besonders herausgehoben, im Elsass entsprechend «Papst», nach Schreiber<sup>49</sup> die Sechserkarte aus dem Karnöffelspiel. Hier liegt womöglich ein Irrtum Schreibers vor, denn nach Zingref<sup>50</sup> ist Papst eine Bezeichnung für *Eicheldaus* oder *Eichelsau*: «Dass der *Papst* die rechte *Eichelsau* im Chartenspiel / die wäre stich / frey: Also der Papst wäre auch frey / niemand möchte oder könnte jhm was thun» (1655). Der Ausdruck Papst im Kartenspiel war auch im Norden, in Schleswig-Holstein 1664 bekannt. In den Satiren von Rachel<sup>51</sup> heisst es: «Hat Fritz die Karten lieb, das Kind weis insgemein was *Schuppen, Rauten, Klee, was Papst* und *König* seyn». Hier Papst also in Verbindung mit den Farben der französischen Karten Schippen, Rauten und Klee. Auch in der Schweiz scheint nach Zingref die Sau als Stichkarte gegolten zu haben, wenn er schreibt: «In einer ländlichen Schweizerischen vnruhe / da die Obrigkeit den Vnderthanen vmb etwas weichen müssen / sprach ein fürnehmer Politicus / welchen disen Recht am besten ansahe: In dergleichen Spiel steche die *Sau* den *König*»<sup>52</sup>. Dass mit der Sau das Daus im Kartenspiel gemeint ist, stellt Johann Leonhard Frisch in seinem 1741 erschienenen deutsch-lateinischen Wörterbuch<sup>53</sup> fest: «*Sau* im Charten-Spiel, von der Figur einer Sau, welche auf dem *Eichel-Daus* gemahlt, davon die anderen *Däuser* auch *Säue* heißen».

Es wird hier also darauf angespielt, dass auf der Zweierkarte im Kartenspiel häufig ein Schwein abgebildet ist. Nach Schreiber<sup>54</sup> und Rosenfeld<sup>55</sup> erscheint das Schwein schon auf Zweierfarben der Karten *Eicheln* und *Schellen* in Kartenspielen des 15. Jahrhunderts. Spiele aus der Schweiz mit einem Schwein auf einer Karte, vermutlich auch einer

<sup>49</sup> Schreiber (wie Anm. 19) 94.

<sup>50</sup> Julius Wilhelm Zingref, Teutscher Nation denckwürdiger Reden - Apophthegmata (Amsterdam 1655) T. 4, 75.

<sup>51</sup> Joachim Rachel, Satyrische Gedichte. Hrsg. Karl Drescher (Halle/Saale 1903) 40.

<sup>52</sup> Zingref (wie Anm. 50), Strassburg 1631, Bd. 2, 79.

<sup>53</sup> Johann Leonhard Frisch, Teutsch-lateinisches Wörterbuch (Berlin 1741) Bd. 2, 151.

<sup>54</sup> Schreiber (wie Anm. 19) Taf. VI. Spielkarten von Hans Bock. Um 1480 datiert. Schellen-Sau und Eichel-Sau. Tafel. XII. Augsburger Spielkarten von Christian Heinrich Joia. Datiert um 1695.

<sup>55</sup> Hellmut Rosenfeld, Münchener Spielkarten um 1500 (Bielefeld 1958) Taf. IV a u. c. Holzschnittkarten mit den Zahlenkarten 1–9 des Jörg Schwemer. Herzen-Sau, Schellen-Sau, Eichel-Sau und Blatt-Sau. Taf. IV b. Zählkarten der Münchner-Kindl-Bogen: Eichel-Sau, Schellen-Sau u. Blatt-Sau.

Zweierkarte, was wegen der abgeschnittenen oberen Kartenhälfte nicht genau zu bestimmen ist, beschreibt Wüthrich<sup>56</sup> in seinem Aufsatz über Spielkarten aus dem Besitz des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich. Es handelt sich um ein deutsches Spiel mit den Initialen LB und der Jahreszahl 1525 auf der *Schellen-Zwei*, das versuchsweise dem Basler Kartenmacher Ludwig Bottschuo zugeschrieben wird.

Im Ausstellungskatalog «Spielkarten» der Albertina<sup>57</sup> ist eine Sau bzw. ein Schwein auf der *Schellen-Zwie* eines 1573 datierten Spieles des Wiener Kartenmalers Hans Forster und auf einer *Herz-Zwei* einer Frankfurter Manufaktur mit der Jahreszahl 1573. Rosenfeld<sup>58</sup> glaubt, dass die «Preissau», die auf Schützenfesten eine Rolle spielt, hinter dieser immer wieder auf Zweierkarten anzutreffenden Abbildung eines Schweines stände. Es handele sich dabei um eine Art «negativer Auslese» und könne mit dem als Schweineeber gedachten Vegetationsgeist der letzten Garbe in Zusammenhang gebracht werden. Eine Beziehung zwischen der «Vegetationsmagie» und dem Schwein auf der Dauskarte erscheint mir allerdings sehr unwahrscheinlich.

In der Reimchronik für Herzog Ulrich von Württemberg<sup>59</sup> heisst die Stichkarte, die den König sticht, nicht Sau, sondern Schwein: «Das der *Kenig* all Karten stechen soll. Das ist vom *obern* biss vff das *Schwein*, Es woll dann aylfe gellten sein.» Hans Sachs<sup>60</sup> nennt einen Spieler, der Spielkarten und Würfel bei sich trägt, «*clas Schellendaus*». Das Wort *Daus* ist ein Terminus, der vom Würfelspiel übernommen worden ist. Es wird damit ein Wurf mit zwei Augen bezeichnet und ist vom ahd. *dūs*, mhd. *tūs* abzuleiten und mit dem französischen *deux* = zwei und italienisch *duo* = zwei verwandt.

Im Würfelspiel ist das Daus ein geringer Wurf, dem die höheren Werte *quater* = vier, *zincken* = fünf und *ses* = sechs folgen. Im Gegensatz zum Würfelspiel haben die niedrigen Werte, die Einerkarte als As beim Kartenspiel des französischen Typs und die Zweierkarte als Dauskarte des deutschen Spiels als Stichkarten besondere Bedeutung erhalten.

Im Elsass, dem deutsch-französisch-schweizerischen Kontaktgebiet am Oberrhein, waren offenbar alle drei Kartenarten bzw. alle drei Be-

<sup>56</sup> Wüthrich (wie Anm. 2) 154 u. 156.

<sup>57</sup> Spielkarten (wie Anm. 3) 104 u. 129.

<sup>58</sup> Rosenfeld (wie Anm. 55) 11.

<sup>59</sup> Reimchronik über Herzog Ulrich von Württemberg und seiner nächsten Nachfolger. Hrsg. Eduard Frh. von Seckendorf (Stuttgart 1863) 72.

<sup>60</sup> Hans Sachs, Sehr herzliche schöne neue stück... Bd.5 (Nürnberg 1579) 357.

zeichnungen für die Stichkarten gebräuchlich, was Fischart<sup>61</sup> bezeugt, wenn es bei ihm heisst: «ich hab vor das *Esz*, *Saw* und *Dauss* der *Schellen*, *Klee*, *Hertz* geworffen ausz; aber hie bhalt ich zu dem Stich die *Eycheln-Saw*, die regt nun sich». Eichel-Sau ist also die höchste Karte der Stichkarten und, wie wir bereits von Fischart wissen, die mit «Papst» bezeichnete stichfreie Karte. Im Grimmschen Wörterbuch<sup>62</sup> wird *Tausch* als *Sau* im Kartenspiel erklärt. Es wird dabei aus der 1621 in Strassburg erschienenen Schrift «Anmütiger weisheit hist.-Garten» des aus Mansfeld stammenden Wolfh. Spangenberg wie folgt zitiert: «die vier Kartenbletter, die man die *sew* und *tausch* nennet.»

Im badischen Dialekt<sup>63</sup> versteht man unter einem *Dausch* ein Mutter-schwein, also eine *Sau*. Wenn man bedenkt, dass im Schwäbischen das «s» sehr weich, also wie «sch» ausgesprochen wird, kann man sich mit einiger Phantasie vorstellen, dass die Spieler im Eifer des Spieles beim Ausspielen der Trumpfkarte, wie man das häufig bei Kartenspielerinnen beobachten kann, ihren Triumph mit dem Aussprechen des Kartennamens laut untermalen. Bei der Vorliebe für drastische Ausdrücke, wie sie auch in jüngster Zeit noch gerne von Spielern gebraucht werden, kann man sich gut vorstellen, dass aus der Ähnlichkeit mit dem aus dem Französischen stammenden Ausdruck *Daus* für die Zweier-Stichkarte und dem badischen Dialektwort *Dausch* für eine *Sau* die Bezeichnung *Sau* oder *Saw* für die Zweierkarte im Kartenspiel entstanden ist. Dieser neue Begriff im Kartenspiel hat dann vermutlich die Kartenmacher angeregt, auf den Zweierzahlenkarten den freien Platz unter den beiden Farbzeichen mit der Darstellung einer Sau oder eines Schweines auszufüllen, was gleichzeitig auch noch dazu beigetragen haben mag, diese Karte beim Spielen schneller erkennen zu können.

Kehren wir nun aber nach diesem Exkurs zu den schweizerischen Kartenfarben zurück, die in dem Glarner Mundarttext genannt sind. *Chöpfen* ist nach dem Schweizerischen Idiotikon<sup>64</sup> der mundartliche Ausdruck für *Kopf* und erscheint als *Chöpfensuw* und *Chöpfen-Rölly* auch

<sup>61</sup> Johann Fischart, Die wunderlichst vnerhörtest Legend vnd Beschreibung des ... Hütleins... 1591, in: Das Kloster. Hrsg. J. Scheible (Stuttgart u. Leipzig 1848) Bd. 10, 2: Fischarts kleinere Schriften, 920.

<sup>62</sup> Grimm, Deutsches Wörterbuch, 11, 1, 1, 469.

<sup>63</sup> Badisches Wörterbuch. Bearb. Ernst Ochs, 1, 442. Grimm, Deutsches Wörterbuch, 11, 208. Schweiz. Id. 13, 1812.

<sup>64</sup> Schweiz. Id. 3, 419. Dr. Trüb von der Redaktion d. Schw. Wörterb. bemerkt, dass die mundartl. Pluralform von Chopf = Chöpf heisst, es in Verbindung mit der Bezeichnung von Spielkarten aber Chöpfen heisst, vielleicht analog der übrigen Bezeichnungen für Spielkartenfarben wie Rosen, Schilten und Eichlen.

als Bezeichnung für Spielkarten. Im Wallis kennt man das Wort *Goppe* als Namen einer der vier Farben des Tarockspieles. Dieses Wort wird im Schweizerischen Idiotikon<sup>65</sup> von dem italienischen *Coppa* = Becher, also der italienischen Spielkartenfarbe *Coppe*, abgeleitet. Auch bei dem Stichwort *Chöpfen*<sup>66</sup> ist auf *Goppen* Bezug genommen, und es wird dabei vermerkt: «wohl nur an das deutsche *Kopf* angelehnte Form des italienischen Wortes». In der Schweiz versteht man unter einer *Guppen*<sup>67</sup> aber auch eine *Hutkuppe* oder einen *Hutkopf*. In Kenntnis dieser Bedeutung lassen sich also die *Hüte* auf den frühen Spielkarten der Schweiz als Verbildlichung einer Wortmissdeutung des italienischen Wortes *Coppi* oder *Coppe* in *Goppe* oder *Guppe* = *Hutkopf* erklären, zumal auch die Form der *Coppe* bzw. *Goppe* in grober Zeichnung als Becher oder Hut verstanden werden könnte. Ein *Becher*, als deutsche Übersetzung der *Coppe*, ist in der Form sehr viel schlichter als ein *Kelch* oder eine *Credentz*, den Übersetzungen in dem Münchner Codex und bei Frischlin.

Hüte in der Form wie sie auf den vermutlich in Basel entstandenen Spielkarten als Farben dargestellt sind, bieten die Brüder Hutmacher der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung in Nürnberg Ulrich Gottsegeert zum Kaufe an. Der eine Bruder, der 153. ist 1454, der andere, der 223. ist 1495 verstorben. Die Handschrift des Mendelschen Brüderbuches<sup>68</sup> in der Nürnberger Stadtbibliothek wurde 1426 begonnen und enthält die Bilder der jeweils verstorbenen Brüder.

Die *Köpfe* als Kartenfarbe der aus der Sammlung Jakstein stammenden Holzschnittkarten des Leinfelder Spielkartenmuseums, von Hoffmann<sup>69</sup> auf Ende des 16. Jahrhunderts datiert, kann man demnach auch als Verbildlichung der «*Chöpfenfarbe*» deuten, wenn man annimmt, dass es sich um ein Schweizer Kartenspiel handelt, wo dieses Wort als Kartenfarbe gebräuchlich war. Unter einem *Chöpfen-Röllli* versteht man in Nidwalden, Schwyz und Engelberg<sup>70</sup> den *Schellen-Narr* oder *Schellen-Unter*. In Einsiedeln wird eine Art Schwarzer-Peter-Spiel «*Chöpfenröllli ziehn*» genannt, das in Unterwalden *den Röllli jagen* heisst, wobei derjenige, der zuletzt den Schellenunter in der Hand behält, *Röllli* genannt wird. Ein *Röllli* ist in Unterwalden und in

<sup>65</sup> Schweiz. Id. 2, 389.

<sup>66</sup> Schweiz. Id. 3, 419.

<sup>67</sup> Guppen ist nach dem Belegnachweis der Redaktion d. Schweiz. Id. für Graubünden zu lokalisieren, vermutlich eine Entlehnung von «churw» = rätorom. cop, cup. Vgl. Dicziunari rumantsch grischun 4, 122.

<sup>68</sup> Hausbuch (wie Anm. 29) 258.

<sup>69</sup> Spielkarten (wie Anm. 3) 130.

<sup>70</sup> Schweiz. Id. 6, 882.

Schwyz auch die entsprechende Spielkarte, in der Ostschweiz eine mit kleinen Schellen behängte vermummte Gestalt oder auch das Schellenkleid<sup>71</sup>.

Den *Schellen-Unter* nennt man in der Schweiz auch *Schellen-Chäsperli* und *Schellen-Gaggel*. *Chäsperli* und *Gaggel* sind ebenfalls charakteristische Zunamen für närrische Personen. Ein *Gagg*, *Gaggeli* oder *Gaggeler* ist ein dummer, ungeschickter Mensch, und nach dem Schweizerischen Idiotikon<sup>72</sup> heisst der *Schellen-Bube Schellen-Gaggel*, *Schellen-Goggeli* oder *Schellen-Göggel*, weil er im deutschen Kartenspiel als Narr mit einer Schelle in der Hand dargestellt wird. In der Tat findet man den *Schellen-Unter* in der Gestalt eines Narren schon in den frühen Basler Kartenspielen, auf dem des Museums Allerheiligen Schaffhausen und dem bei Wüthrich<sup>73</sup> abgebildeten Spiel, das ins Ende des 15. Jahrhunderts datiert ist. Es ist ein Narr mit Narrenkappe, aber ohne Schellen oder Röllli an den Zipfeln der Kappe, wohl aber mit einer Narrenpritsche ausgestattet. Der Schellen-Unter-Narr des Kartenbogens aus dem Staatsarchiv Bern, um 1580 datiert, hat Schellen an den Kappenzipfeln, ebenso die Narrenfigur des Berner Spiels der Burgerbibliothek, beschrieben von Kopp<sup>74</sup>. In Luzern nennt man andererseits einen schiefgewachsenen Menschen einen *Schellen-Under*<sup>75</sup>. Diese Bezeichnung erinnert an die grotesk erscheinenden Figuren der *Schiltten-* und *Schellen-Unter* eines Schaffhauser Kartenspieles aus dem Ende des 18. Jahrhunderts aus dem Besitz des Schweizerischen Landesmuseums Zürich, das im Wiener Albertina-Katalog<sup>76</sup> abgebildet ist.

Unter einem *Fugel*, dem Namen einer Kartenfarbe in der Schweiz bzw. der Bezeichnung für den Schellenkaiser im Karnüffel- oder Kaiserspiel, versteht man ebenfalls einen *Schalk* oder *Possenmacher*<sup>77</sup>. Es wird also ganz offensichtlich die *Schelle* als Kartenfarbe mit einem *Narren* in Verbindung gebracht, was nicht verwundert, wenn man bedenkt, dass ja eine Schelle seit dem ausgehenden Mittelalter für die Narrentracht charakteristisch ist, während man früher ganz allgemein auch prächtige Gewänder mit Glöckchen verzierte<sup>78</sup>. Man vergleiche hierzu die Bemerkungen bei Geiler von Kaisersberg<sup>79</sup>: «bin ich darum

<sup>71</sup> Schweiz. Id. 6, 881.

<sup>72</sup> Schweiz. Id. 2, 166 u. 3, 533.

<sup>73</sup> Wüthrich (wie Anm. 2) 149 u. 159.

<sup>74</sup> Kopp (wie Anm. 1) 138, 139 u. 141.

<sup>75</sup> Schweiz. Id. 1, 327.

<sup>76</sup> Spielkarten (wie Anm 3) 120.

<sup>77</sup> Schweiz. Id. 1, 699.

<sup>78</sup> Grimm, Deutsches Wörterbuch 8, 2493. Schw. Id. 8, 561 Beleg von 1541, Zürich.

<sup>79</sup> Zitiert im Grimmschen Wörterbuch 8, 2493.

Zur Entwicklung der Spielkartenfarben

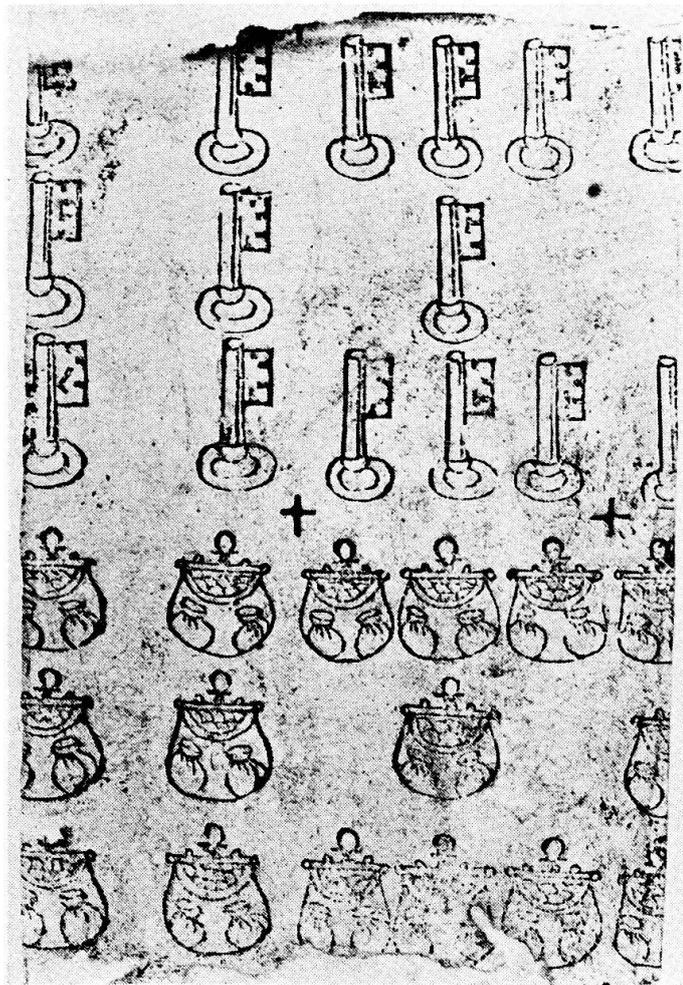


Abb. 1  
Schlüssel und Geldbörsen als Kartenfarben.  
Kartenspielfragment.  
Bayerische Staatsbibliothek München.



Abb. 2  
Schwein auf Dauskarte. Wien 1573.  
Spiel des Hans Forster. Wien,  
Graphische Sammlung Albertina.

Marianne Rumpf



Abb. 3  
Hut-Ober. Basler Spiel.  
Hessische Universitäts- und  
Landesbibliothek  
Darmstadt.

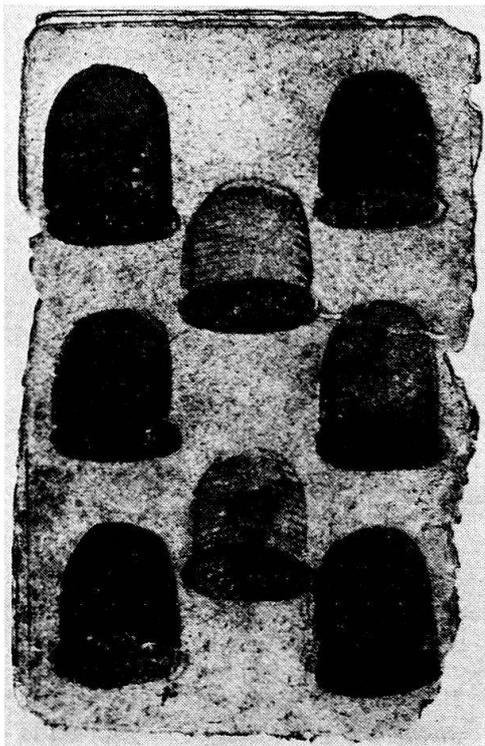


Abb. 4  
Hut-Acht. Basler Spiel.  
Historisches Museum  
Basel.

Zur Entwicklung der Spielkartenfarben



Abb. 5  
Figurenkarten mit Köpfe-Farben. Vermutlich Schweizer Spiel Ende 16. Jahrhundert. Deutsches Spielkartenmuseum Leinfelden.



Abb. 6  
Köpfe-Neun. Schweizer Kartenspiel. Deutsches Spielkartenmuseum Leinfelden.

Marianne Rumpf



Abb. 7  
Köpfe-Zehn. Schweizer Kartenspiel. Deutsches Spielkartmuseum Leinfelden.



Abb. 8  
Schellen-Under. Basler Spiel.  
Photo Historisches Museum Basel.

Zur Entwicklung der Spielkartenfarben

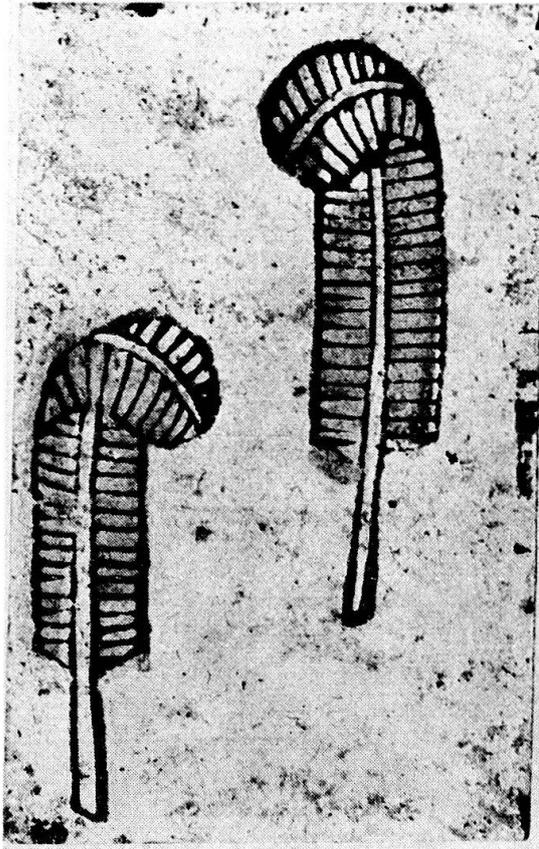


Abb. 9  
«Federn» bzw.  
«Täsch»-Zwei. Basler  
Spiel. Hessische Uni-  
versitäts- und Landes-  
bibliothek Darmstadt.

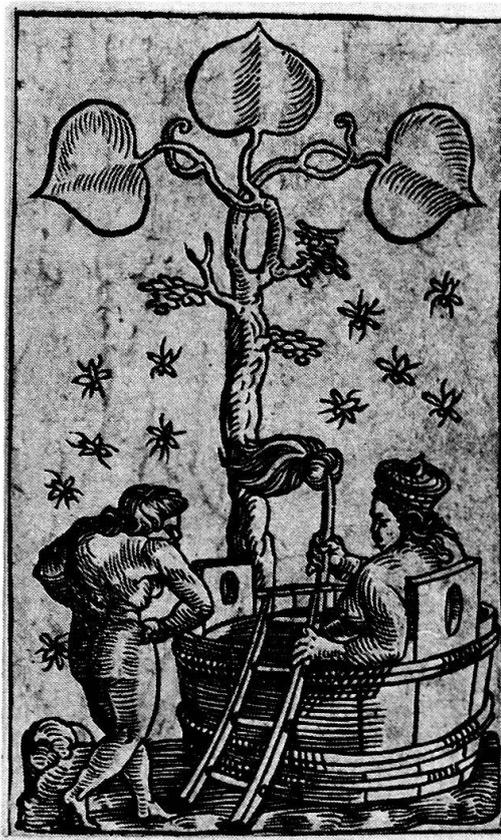


Abb. 10  
Frau mit Badewedel. Blatt-Drei.  
Kartenspiel des Peter Flötner.  
Stiftung Preussischer Kulturbesitz.  
Kupferstichkabinett Berlin.

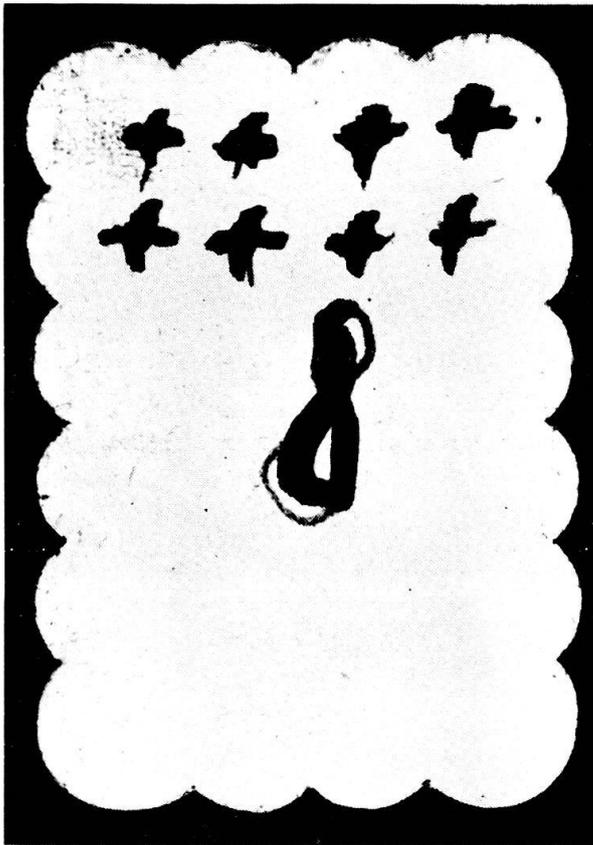


Abb. 11  
Kreuz-Acht. Von Insassinnen  
des Frauengefängnisses Frank-  
furt-Preungesheim 1957 ange-  
fertigtes Kartenspiel.  
Deutsches Spielkartenmuseum  
Leinfelden.



Abb. 12  
Herzförmiger Spaten. Meister  
der Lübecker Bibel, Totentanz.

Zur Entwicklung der Spielkartenfarben



Abb. 13  
Schildähnliche Spatenform. Geofrey-Tarock  
1557. Museum für Kunsthandwerk, Frankfurt/  
Main.



Abb. 14  
Eichel-Daus. Münchner  
Kartenspiel. Bayerische Staats-  
bibliothek München.



Abb. 15

Abb. 16

Abb. 15  
Pik- oder Blatt-Ober. Münchner Kartenspiel. Bayerische Staatsbibliothek München.

Abb. 16  
Blatt-Unter. Kartenspiel von Jörg Schwemer. Bayerische Staatsbibliothek München.

ein Narr und hab die Schel» und bei Sebastian Brant im Narrenschiff<sup>80</sup>: «Studenten Kapp will Schellen han... wer nit die rechte Kunst studiert der selb jm wol die Schellen rürt und wurt am Narrenseil geführt.» Die Schellen an den Narrenkostümen der alemannischen Fastnachtsgestalten, die in der Schweiz, im Schwarzwald und am Bodensee jährlich in Fastnachtzügen umherziehen, haben noch immer die Form des auf den Spielkarten dargestellten Farbzeichens der *Schellen* oder *Röllli*. Die Glöckchen an den Fastnachtskostümen nennt man in der Schweiz ebenfalls *Röllli*.

Mit dem Ruf «*Narro, Narri, Narro*» werden in der Schweiz von der Jugend die Fastnachtsnarren verfolgt<sup>81</sup>. In diesem Ausruf kann man eine Beziehung zur italienischen Kartenfarbe *Denari* erkennen, wenn man annimmt, dass in der deutschsprachigen Schweiz oder in Deutschland *die Narri* verstanden wurde und in der Verbildlichung des Wortes *Narren* nicht die Person eines Narren, sondern das für das Narrenkostüm charakteristische Attribut, die *Schelle* oder ein *Röllli*, als Gegenstand einer Kartenfarbe gewählt wurde, zumal die runde Form der Schellen auch der runden Form der *Denari* entspricht. Erinnern wir uns daran, dass es auch sinngemässe Übersetzungen des italienischen Wortes *Denare* ins Deutsche und Lateinische bei Meister Ingold in *Pfennig* und bei Frischlin in *Gelt* und *Monetae* gegeben hat<sup>82</sup>. Die gebrauchten pluralistischen Formen *Geld* und *Monetae*, mit denen nicht eine einzelne Münze wie der bei Meister Ingold genannte Pfennig, sondern das Geld als Zahlungsmittel schlechthin gemeint sein soll, löst auch das Rätsel der Herkunft der als Zahlenfarben dargestellten *Geldbörsen* auf dem in München von Rosenfeld<sup>83</sup> entdeckten Spielkartenfragment. Es handelt sich hier offensichtlich um die Verbildlichung des Ausdruckes *Geld*. Wie sollte man schliesslich Geld anders darstellen als in einem Säckchen oder in einer Geldbörse, die geöffnet ist, so dass man den Inhalt, die Münzen darin, erkennen kann. Auf die Idee, jeweils einzelne Münzen abzubilden, ist dieser Kartenmacher nicht gekommen und hat offenbar auch keine diesbezüglichen Anweisungen vom Besteller erhalten und keine Originalkarten als Vorlagen. Vielleicht hat sogar der Auftraggeber bei Verständigungsschwierigkeiten seine Geldbörse vorgezeigt und auf das Geld darin gedeutet, um den Begriff *Denari* zu erklären. Die als Kartenfarbe dargestellten

<sup>80</sup> Sebastian Brant, *Narrenschiff*. Hrsg. Friedrich Zarncke (Leipzig 1854, Neudr. Hildesheim 1961) 29.

<sup>81</sup> Schweiz. Id. 4, 786.

<sup>82</sup> Vgl. Anm. 21 u. 22.

<sup>83</sup> Rosenfeld (wie Anm. 7) 640.

Geldbörsen sind also als ein Missverständnis zu erklären, das auf Sprach- und Verständigungsschwierigkeiten beruht.

Eine weitere mundartliche Bezeichnung für eine Farbe im Kartenspiel in der Schweiz, der bereits erwähnte *Tätsch*, ist ebenfalls dazu geeignet, Geheimnisse der frühen schweizerischen Spielkartenfarben zu lösen. Unter einem *Tätsch*, einem in der Schweiz sehr verbreiteten und in den unterschiedlichsten Bedeutungen gebrauchten Ausdruck, versteht man ausser der Bezeichnung für den *Schilten-Zebner* oder *Schilten-Chaiser* im Kaiserspiel<sup>84</sup> u. a. auch *Schläge* und *Prügel*<sup>85</sup> und eine *Fliegentätsche* oder *Fliegenklatsche*. Ausserdem ist ein *Tätschi*<sup>86</sup> ein Instrument zum Knallen und Klatschen, eine Fuhrmannspeitsche und das Klatschholz der Hanswurst, auch *Rätschi* genannt. Nach Adelung<sup>87</sup> ist eine *Klatsche* «ein Werkzeug zum Schlagen, sofern es im Gebrauch klatscht, in welchem Verstando(!) doch nur ein Stück Leder oder Filz an einem Stiele, womit man die Fliegen todt schläget». Eine *Fliegenklappe* oder *Fliegenklatsche* beschreibt Adelung<sup>88</sup> als «ein rundliches Stück Leder oder Filz an einem Stocke, die Fliegen damit todt zu schlagen». Ein *Fliegenwêdel* ist nach Adelung<sup>89</sup> ein Gerät von Papierspänen, Hobelspänen, Haaren und Federn, die Fliegen von Menschen und anderen Dingen abzuwehren. Eine ähnliche Beschreibung gibt Campe<sup>90</sup> in seinem Wörterbuch der deutschen Sprache von einer *Klatsche* und einer *Fliegenklappe*: «ein rundes geschnittenes Stück schlappen Leders oder Filzes an einem Stocke, die Fliegen damit todt zu schlagen, eine *Fliegenklatsche*». Diese Beschreibungen einer Fliegenklatsche oder eines Fliegenwedels erinnern an den federartigen Gegenstand, der als Farbe in dem vermutlich in Basel entstandenen Kartenspiel zu finden ist. Es kann sich dabei um die Verbildlichung eines *Tätsch* in der Bedeutung einer *Fliegenklatsche* bzw. eines *Fliegenwedels* handeln, wobei *Tätsch* ursprünglich als mundartliches Synonym für *Prügel*, als Übersetzung der italienischen Kartenfarbe *Bastoni* von Frischlin auch in Deutschland bezeugt, anzusehen ist.

Deutlich ist an der Darstellung der «Fliegentätsche» der Basler Karten das umgebogene obere Ende der «Klatsche» zu erkennen, was mit der Schilderung bei Campe, der von einem «schlappen Leder oder

<sup>84</sup> Schweiz. Id. 13, 2133.

<sup>85</sup> Schweiz. Id. 13, 2114 ff.

<sup>86</sup> Schweiz. Id. 13, 2160.

<sup>87</sup> Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch z. hochdt. Mundart 2, 1607.

<sup>88</sup> Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch 2, 207.

<sup>89</sup> Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch 2, 208 u. 4, 1424.

<sup>90</sup> Joachim Heinrich Campe, Wörterbuch der deutschen Sprache (Braunschweig 1808) 2, 958 u. 106.

Filz» spricht, zu erklären ist. Ausserdem wissen wir von Adelong, dass Fliegenwedel auch aus Federn bestanden haben. Federn von der Grösse, wie sie die Figurenkarten in der Hand des Königs, Obers und Unters zeigen, können nur Straussenfedern sein, wie sie als Hut-schmuck und als Fächer oder Wedel der gehobenen Gesellschafts-schicht Verwendung fanden. Weil diese Straussenfedern, ein kostbarer Artikel aus dem Orient, nur für den Adel und reiche Leute erhältlich waren, scheint man, wie aus der Beschreibung der Fliegenwedel bei Adelong hervorgeht, Papier- oder Hobelspäne an einem Stock oder einer biegsamen Gerte so befestigt zu haben, dass sie einer Straussen-feder ähnlich sahen und als Fliegenklatsche oder besser als Fliegen-wedel dienen konnten.

Ein Wedel ist nach Angaben Campes<sup>91</sup> ein aus verschiedenem Mate-rial hergestellter Gegenstand, dessen Verwendung verschiedenen Zwecken dient. Er ist «ein Ding, in Gestalt eines haarigen Schwanzes, theils damit zu wehen oder Wind zu machen, theils damit zu bespren-gen. Dergleichen sind Wedel von *Federn*, die Fliegen damit zu ver-treiben, der Fliegenwedel; der Wedel der Schmiede von Stroh, die Kohlen in der Esse vermittelt desselben mit Wasser zu besprengen, um die Glut zu vermehren, der Löschwedel; der Wedel von Haaren in der römischen Kirche, Weihwasser damit zu sprengen, der Spreng-wedel, Weihwedel. In der Naturbeschreibung nennt man auch die langen Stiele der *Farnkräuter* mit den gegenüberstehenden Blättern Wedel, weil man damit wedeln kann.» Statt der Federn konnte man für Fächer oder Wedel auch Palmblätter verwenden. Nach dem Grimmschen Wörterbuch<sup>92</sup> ist ein Wedel ein Gerät, mit dem man Fliegen vertreibt, ein Büschel von Federn, Haaren u. dgl. an einem Stock befestigt, auch Fliegenklappe, Fliegenwadel, Flabell oder Mückenwadel genannt. Einen Wedel nannte man aber auch den Bü-schel aus *Laub* und Reiser, dessen man sich im Schwitzbade bediente, um sich Luft zuzufächeln und die Haut zu streicheln, auch Queste genannt.

Auf der Zahlenkarte Grün-Drei des von Peter Flötner gefertigten Kartenspiels (eines Bildschnitzers und Zeichners, 1486 im Thurgau geboren und 1546 in Nürnberg gestorben) ist eine Szene dargestellt, in der eine Frau in einer Badebütte sitzt und mit einem Wedel die sie umschwärmenden Insekten, vermutlich Fliegen, verscheucht. Der Wedel ist ein Stock mit Haaren oder Flachs, also ein Badewedel, wie er in den Wörterbüchern beschrieben ist. Badewedel aus Laub sind

<sup>91</sup> Campe, Wörterbuch d. deutschen Sprache 5, 606.

<sup>92</sup> Grimm, Deutsches Wörterbuch 13, 2818 u. 2820.

nach Martin<sup>93</sup> seit dem 14. Jahrhundert aus Bildern in Sachsenspiegelhandschriften, einem Holzschnitt aus Hero, Schachtafeln der Gesundheit, Strassburg 1533, einem Holzschnitt von Hans Sebald Beham: Frauenbadstube (1500–1550) und einem Holzschnitt aus Pictorius: Lassbüchlein, Basel, Jacob Kündig 1555 nachzuweisen. Diese *Badewedel* aus *Laub* und die Aussage von Campe, dass man auch Farnkräuter Wedel nannte und vielleicht auch als Wedel verwendete, lassen eine weitere Ableitung einer Kartenfarbe aus einer Verbildlichung, Bildmissdeutung und Wortmissdeutung vermuten.

Die Kartenfarbe des deutschen Spieles *Blatt* hat unter den vielfältigen Bezeichnungen häufig auch den Begriff «*Laub*». Nicodemus Frischlin<sup>94</sup> gibt 1586 als Übersetzung für das lateinische «*folium frondis = laub* oder *grün* im chartenspiel» an. Neben dem Begriff *Laub* ist *Grün* als Kartenfarbenbezeichnung beliebt. In Treuers «*Deutscher Dädalus*»<sup>95</sup> heisst es 1675: «so weiss das kleinste Kind, obs *Eicheln* oder *Grün*, *Hertz* oder *Schellen* sind» und bei Melisantes<sup>96</sup> 1713 in der «*Geographia Novissima*» «Zum *Herzenkönig* hat Venus dich längst gezehlt, zum *grünen König* hat dich Ludwig erwehlt, zum *Eichelkönig* hat dich Bayern schon gemacht, bis dich der Schellenberg zum *Schellenkönig* macht.» In der Württembergischen Reimchronik<sup>97</sup> wird um 1570 die Blattfarbe wie folgt erklärt: «Das *lob* an dem *griennen* wol zusehen ist». Im Schwäbischen, in Balingen, wird die Blattfarbe «*Geissenfutter*» genannt<sup>98</sup>, wobei man in diesem Falle wohl mehr an *Laub* als typisches Ziegenfutter zu denken hat, als an *Gras*. Das «*Lauböberlen*», «*Lauboberspiel*» oder «*Grasoberspiel*» ist in Schwaben und im Allgäu eine Art «*Schwarzer-Peter-Spiel*». «*Gras*» oder «*Klee*», also Viehfutterpflanzen, sind Namen, die für Kartenfarben ebenfalls gebräuchlich sind. Der 1644 bei Messkirch geborene und 1709 in Wien verstorbene Abraham a Santa Clara nennt die vier Säue des Kartenspieles *Aichelsau*, *Herzsau*, *Schellensau* und *Grassau*<sup>99</sup>. Da es bei der bildlichen Darstellung von *Gras* vermutlich Schwierigkeiten gegeben haben wird, scheint man schon bald dazu übergegangen zu sein, statt eines Blattes, in der deutschen Spielkarte ist es dem Rebenblatt ähnlich, das gra-

<sup>93</sup> Alfred Martin, Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen (Jena 1906).

<sup>94</sup> Frischlin (wie Anm. 14) 280.

<sup>95</sup> Gotthilf Treuer, Deutscher Dädalus (Berlin 1675) 1, 377.

<sup>96</sup> Melisantes d.i. Johann Gottfried Gregorius, Geographia novissima ... oder Welt-Land- und Städtebeschreibung (Erfurt 1713) 741.

<sup>97</sup> Reimchronik (wie Anm. 59) 72.

<sup>98</sup> Schwäbisches Wörterbuch (wie Anm. 13) 3, 239 Farbe, Schippen, Pique, Laub.

<sup>99</sup> Abraham a Santa Clara (wie Anm. 46).

phisch sehr viel besser darstellbare Kleeblatt, also auch eine Futterpflanze, für die «Grün»- oder «Laub»-Farbe bevorzugt zu haben. Klee gehört um 1580 im Elsass nach Fischart<sup>100</sup> zu den deutschen Kartenfarben Schellen, Herz und Eicheln: «ich hab vor das Esz, Saw und Dausz der *Schellen*, *Klee*, *Hertz* geworffen ausz; aber hie bhalt ich zu dem Stich die *Eycheln-Saw*, die regt nun sich.» In Schleswig-Holstein ist nach einem Zitat bei Rachel<sup>101</sup> *Klee* neben *Schuppen* und *Rauten* die Bezeichnung für eine Farbe im französischen Kartenspiel um 1664. Im deutsch-französischen Kontaktgebiet, dem Elsass, kennt 1637 Daniel Martin<sup>102</sup>, der sich auf dem Titelblatt seines «Parlement Nouveau» «französischer Sprachmeister» und «Linguiste» nennt, sowohl die deutschen als auch die französischen Namen für die Kartenfarben des französischen Spiels: «il y a l'*As de cœur*, le *Roy de quarreau*, la *Dame de pique* & le *Valet de trèfle*» – «Es ist das *hertz-ass* | der *Steinkönig* | die *Schauffelfraw* | vnnnd der *Kleenbub* | oder die *Hertz-saw* | der *Rautenkönig* | *Spadenfraw* | vnd der *creutz-* oder *Klebernub*.» Das deutsche Wort Klee ist also ganz sinngemäss von Martin ins Französische übersetzt worden und taucht dann später als verdeutschte Form von *Trèfle* als die Kartenbezeichnung *Treff* auf.

Während der Elsässer Fischart auch für die deutsche Laubfarbe das Wort *Klee* gebraucht, benutzte der aus Gelnhausen stammende, später aber in Renchen im Schwarzwald lebende Grimmelshausen<sup>103</sup> das neutralere «Grün» in dem Ausspruch: «*Eichel*, *Schellen*, *Grün* und *Herz* bringen dir bald Freud, bald Schmerz». Die im Elsass mehrfach bezeugte Bezeichnung *Klee* im deutschen wie im französischen Kartenspiel für eine Kartenfarbe bietet die Möglichkeit, auch die zweite Farbe des von Rosenfeld gefundenen Spielkartenfragments als eine Wortmissdeutung zu erklären. Wenn man sich klar wird, dass *clef* französisch der *Schlüssel* bedeutet, so muss man die auf den Karten als Farbzeichen dargestellten Schlüssel als eine Verbildlichung der Wortmissdeutung des deutschen Wortes *Klee* ansehen. Wenn der elsässische Sprachmeister Martin von *creutz-* oder *Klebernub* spricht, so wird hiermit noch ein weiterer Schritt der Farbenmetamorphose deutlich gemacht. In der «Treff-Farbe» der französischen Karten kann man häufig in der Darstellung eine Verkümmerng der Kleeblattform feststellen. Die dreigeteilte Form des Kleeblattes kann man

<sup>100</sup> Fischart (wie Anm. 61) 920.

<sup>101</sup> Rachel (wie Anm. 51) 40.

<sup>102</sup> Daniel Martin, *Parlement nouveau* (Strassburg 1637) 635.

<sup>103</sup> Hans Jacob Christoffel Grimmelshausen, *Simplicianische Schriften*. Hrsg. Heinrich Kurz, T. 4 (Leipzig 1864) 321. Gedicht aus: *Simplicissimi wunderliche Gaukeltasche*. Spieler betreffend.

kaum noch in den rudimentären Punkten an drei Enden eines Kreuzes erkennen. Diese Art der Darstellung führte wiederum zur Bildinterpretierung *Kreuz* im Elsass, in Deutschland und in der Schweiz. Nach Angaben im Schweizerischen Idiotikon<sup>104</sup> kennt man wohl den Ausdruck *Chrüz-sün*, unterscheidet aber zwischen einem «*Klaver-Jass*» und einem «*Schellen-Jass*». *Klaver* ist die niederdeutsche Form für *Klee*.

Durch Zufall geriet 1957 in Frankfurt/Main ein Kartenspiel in meine Hände, das Insassinnen des Frauengefängnisses Frankfurt-Preungesheim sich aus weissem Karton mit einer Silberfolie als Rückseite angefertigt haben. Die Kreuze der Treff-Farbe sind bei diesem selbstgefertigten Spiel mit Tusche gemalte willkürlich aneinandergereihte Kreuze ohne die drei rudimentären Reste des Kleeblattes, wie sie normalerweise noch immer auf den handelsüblichen Karten mit französischen Farben bei dem Zeichen der Treff-Farbe zu erkennen sind. Die Anordnung der Kreuze auf den hohen Zahlenkarten ist nicht die der übersichtlichen Form der allgemein verbreiteten von der Spielkartenindustrie hergestellten Karten. Man mag aus diesem Beispiel ersehen, wie ungenau das «optische Gedächtnis» der Kartenspielerinnen, die sich dieses Spiel anfertigten, gewesen ist.

Nachdem für die Spielkartenfarben Schellen, Laub, Grün, Klee, Trèfle, Treff, Kreuz oder Chrüzer und auch für die aussergewöhnlichen Kartenfarben in frühen Spielen wie Schlüssel, Geldbörsen, Hüte und Federn die Ableitung von den italienischen Kartenfarben *Denari*, *Bastoni* und *Coppe* etymologisch nachzuweisen war, soll im Folgenden dies auch für die Farben Rosen, Schilten, Eicheln, Herz, Karo, Ecken oder Stein, Pik/Pique, Schaufeln, Schüppen oder Spaten versucht werden.

Geht man von der italienischen Bezeichnung *Bastoni* für die Kartenfarbe, die der Bruder Berchtold mit lateinisch *baculi* und Frischlin mit *Fustis* und deutsch mit *Brügel* übersetzt, aus, so müsste die französische Vokabel für Stock *Bâton* sein. Als Wortmissdeutung für *Bastoni* – *Bâton* könnte in der Schweiz *Batöneli*, *Badöneli*, *Patönnjele* verstanden worden sein, mundartliche Namen für Primeln oder Wundklee, *Badä'nekli* für Batonie oder Betunie<sup>105</sup>, eine Blume und Heilpflanze, Latein.: *Betonica officinalis*.

Die dargestellten Blumen der schweizerischen «*Rosenfarbe*» könnten in der Tat auch Primeln oder Betunien sein. Die Betunie, im Volksmund auch Zehrkrut genannt, spielte im Mittelalter als Heil- und

<sup>104</sup> Schweiz. Id. 7, 1505 ff. (Klaverjass nur in den Rheingegenden, nicht in der Schweiz).

<sup>105</sup> Schweiz. Id. 4, 1805.

Zauberpflanze eine Rolle und wird schon von Ärzten in der Antike erwähnt. In dem Gedicht des Tirolers Hans Vintler «pluemen der tugent» ist das «batônien graben» in der Aufzählung zauberischer Praktiken enthalten. In der Gothaer Handschrift des Vintlergedichtes ist neben der maskierten Dämonengestalt «Frau Percht» eine Batonien grabende Frau dargestellt. In der Druckausgabe des Gedichtes des Augsburger Druckers Joh. Plaubirer von 1486 erinnern auf dem Holzschnitt nach der Gothaer Miniatur die Betonien an die Form der Rosen der schweizerischen Kartenfarbe. Man könnte also die Rosen als Fehlinterpretation einer Betonie ansehen, die wiederum eine Verbildlichung der Wortmissdeutung des französischen Bâton oder der italienischen Bastoni ist.

Es gibt aber noch eine andere Möglichkeit, die schweizerischen Farben *Rosen* und *Schilten* aus einer Wortmissdeutung und Verbildlichung der Missdeutung zu erklären. Im Schweizerischen Idiotikon<sup>106</sup> findet man in dem Artikel «Schilt» einen Hinweis darauf, dass im 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts in der Schweiz eine französisch-savoyische Goldmünze = franz. écu = Schilt, als «Schilten-Franken», «Savoier-Schilten» oder nur als «Schilt» bezeichnet wurde. Andere Münzen hiessen «Schilt-Nobel», «Schilt-Dublen», «Rosen-Schilt» und «Sonnen-Schilt». Die Namen für diese Münzen beziehen sich auf die Prägung des Geldstückes, die in einem Wappenschild mit Rosen, Sonnen oder Lilien bestand. Man vergleiche hierzu die Münzen der «Denari-Karten» der italienischen Spiele, die entweder ein rosenähnliches Dekor zeigen oder ein Wappenschild mit Lilien. Demnach könnten auch aus der italienischen «Denari-Farbe» zwei Farben des schweizerischen Kartenspieles als missverstandene Verbildlichung der Übersetzung und zunächst richtigen Bildinterpretierung aus der Bezeichnung «Rosen-Schilten» für eine Münze entstanden sein.

Wie aber ist die Eichel, die wir zu den ältesten schriftlich bezeugten deutschen Spielkartenfarben zählen können, in der lateinischen Bezeichnung «*nolae*» und deutsch als «Aichel» schon 1460 in dem Münchener Manuskript des Bruder Berchtold nachweisbar, zu einer Kartenfarbe geworden? Luther<sup>107</sup> kennt neben den Schellen die Eichel: «Ferdinandus ist die 4 *Eichel*, Papa ist die 6 *Schellen*, Turca ist die 8 *Schellen*, Caesar est rex, tandem Deus distribuit ludum, schlegt den babst mit dem Luther, der ist sein taus.» Fischart<sup>108</sup> erwähnt in seinem «Bienenkorb» 1580 die *Aichelsau*, die des Stiches frei ist, und

<sup>106</sup> Schweiz. Id. 8, 739.

<sup>107</sup> Martin Luther, Werke. Weimarer Ausgabe. Tischreden 1, 494.

<sup>108</sup> Fischart (wie Anm. 48) 143.

Zincgref<sup>109</sup> 1626 *Eicheldaus* und *Eichelsau*. In der Schweiz sind die «*Eichlen*» als Kartenfarbe 1566 urkundlich belegt<sup>110</sup>: «Oberbuob und Underbueb von *Eichlen*, von *Schellen* je mit drei Pferden bespannt» und ca. 1570 in Bern<sup>111</sup> als Namen von Geschützen *Eichlen*, *Schellen*, *Schilten* und *Herzen*. In der Reimchronik über Herzog Ulrich von Württemberg<sup>112</sup> heisst es um 1570: «Auch ist ein Farb *Aichelen* genannt», Abraham a Santa Clara<sup>113</sup> zählt ca. 1680 neben der *Herzsau* *Schellensau* und *Grassau* die *Aichelsau* auf. Für die Eichel kennt man auch die Bezeichnung *Ecker*, die auch für die Kartenfarbe üblich ist. In einer Komödie des um 1550 in Urach geborenen und um 1629 in Ehingen verstorbenen Thomas Birck<sup>114</sup> heisst es: «Wie s'teufels dürre *eckersäu* im *eichelnecker* ihren gwin der kartenblätter nehmen hin» oder bei Musäus<sup>115</sup> in Thüringen 1794: «schön gepaart wie *Schellendaus* und *Eckernober*» und bei Johann Gottwerth Müller<sup>116</sup> in seinem Roman «Siegfried von Lindenberg» 1783 «sich blähen wie der *Eckernober* unter dem Pöbel der kleineren Matadore.»

Der Ausdruck *Ecker* für *Eichel* ist nicht überall in Deutschland gebräuchlich. In Baden wird in einer Urkunde von 1284 der Wald-ertrag an Eicheln und Buchnüssen mit Eckern bezeichnet. In der Wetterau und in Kurhessen ist das Wort in Urkunden von 1380, 1405, 1445 und 1485 zu finden, in der Eifel spricht man noch heute von der Eckernmast, und in der obersächsischen Mundart werden Eichwälder auch Eckernbüsche genannt, wie auch die Bezeichnung Eckern für Eichel dort geläufig zu sein scheint<sup>117</sup>. Wenn man hingegen im Badischen<sup>118</sup> vom *Eckbuben*, der *Eckdame*, dem *Eckkönig*, *Ecksteinass* und *Ecksteinbuben* spricht, am Rhein<sup>119</sup> vom *Ecksten-ass* und *Ruttenbur*, so ist damit ein Kartenspiel mit französischen Farben gemeint, weil die Dame den Ober ersetzt und As für Daus oder Sau genannt ist. Ecken oder Rauten bezeichnen die Farbe *Karo*. In der Schweiz<sup>120</sup> kennt man ebenfalls *Eggstein* als Spielkartenfarbe, auch in der Verbindung *Eggen-*

<sup>109</sup> Zincgref (wie Anm. 50) 4, 75.

<sup>110</sup> Schweiz. Id. 7, 1505.

<sup>111</sup> Schweiz. Id. 4, 929.

<sup>112</sup> Reimchronik (wie Anm. 59) 72.

<sup>113</sup> Abraham a Santa Clara (wie Anm. 46).

<sup>114</sup> Thomas Birck, Comoedia, darinnen den gottsuergeßnen doppelspilern... die würffel vnd karten... (Tübingen 1590) 36.

<sup>115</sup> Johann Karl August Musäus, Moralische Kinderklapper (Gotha 1788) 47.

<sup>116</sup> Johann Gottwerth Müller, Siegfried von Lindenberg, Bd. 1, 117.

<sup>117</sup> Karl Müller-Fraureuth, Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten (Dresden 1911–14).

<sup>118</sup> Badisches Wörterbuch 1, 624 u. 626.

<sup>119</sup> Rheinisches Wörterbuch. Hrsg. Josef Müller (Bonn 1928) 1, 278 u. 543.

<sup>120</sup> Schweiz. Id. 4, 292.

*sūw* und *Eggstein-sūw*. Der Elsässer Daniel Martin <sup>121</sup> nennt für das französische Spiel den «*roy de quarreau*» als deutsche Übersetzungen «*Steinkönig*» und «*Rautenkönig*». Man kann also vermuten, dass aus der missverstandenen mundartlichen Bezeichnung *Eckern* für *Eicheln* die Namen *Ecken*, *Ecksten*, *Eckstein* und *Stein* entstanden sind und daraus wieder nach der Verbildlichung im französischen Spiel die *Raute*, *Rutten* und in Frankreich *Quarreau*, *Carreau*, woraus wiederum das deutsche Lehnwort *Karo* wird.

Die Entstehung der Farbenbezeichnungen Ecken, Stein, Rauten und Carreau bzw. Karo aus Eicheln und Eckern erscheint volksetymologisch denkbar. Es bleibt aber immer noch die Frage offen, wie die Eichelfarbe selbst entstehen konnte. Erinnern wir uns daran, dass bei den Basler Spielen des 15./16. Jahrhunderts zwei Gruppen mit teils unterschiedlichen Farben uns überkommen sind:

1. Schilten, Schellen, Rosen und Eicheln.
2. Schilten, Schellen, Federn und Hüte.

Die Hüte sind mit einer sehr schmalen Krempe dargestellt und erinnern mehr an eine Pelzmütze oder Kappe, nicht aber an einen Hut mit breiter Krempe. W.L. Schreiber<sup>122</sup> bildet auf Tafel VII ein um 1500 datiertes Schweizer Kartenspiel aus Basel ab, das sich seinerzeit in der Sammlung Viktor Goldschmidt bzw. Paul Heitz befand. Die Eichel-Darstellung auf der Fahne der Bannerkarte könnte auch als Hut mit breiter Krempe angesehen werden, bei dem die Bänder zum Festbinden des Hutes noch deutlich zu erkennen sind. Es scheint sich hier um eine seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gebräuchliche Hutform zu handeln, die aus einer hohen Hutkuppe und einem breiten Rand, vielleicht auch einem Pelzrand, bestand. Rosenfeld<sup>123</sup> findet die Hutformen, die auf den Basler Spielkarten als Farben Verwendung fanden, in der 1568 erschienenen «Beschreibung aller Stände» des Jost Amman auf dem die Huter und Nestler darstellenden Holzschnitt und datiert deshalb auch die Kartenspiele entsprechend spät.

Im Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg<sup>124</sup> sind die beiden Hutmacher Ulrich Gottseigeert vor ihren zum Verkauf aufgehängten Hüten abgebildet, der eine Bruder als der 153. ist 1454 gestorben, der andere als der 223. 1495. Die Hutmode scheint

<sup>121</sup> Martin (wie Anm. 102) 635.

<sup>122</sup> Schreiber (wie Anm. 19) Tafel VII, S. XII.

<sup>123</sup> Hellmut Rosenfeld, Zur Datierung der Spielkarten des 15. und 16. Jahrhunderts, in: Archiv zur Geschichte des Buchwesens 1 (1957) 465.

<sup>124</sup> Hausbuch (wie Anm. 29) Bildband 246 u. 258.

sich danach in den dazwischen liegenden 50 Jahren kaum geändert zu haben, und selbst bei dem 1541 verstorbenen Bruder Fritz Schmidt sehen die abgebildeten Hüte kaum anders aus. Lediglich die Hutkuppen scheinen um 1540 niedriger geworden zu sein. Hüte mit besonders hohen Hutkuppen mit breitem und mit schmalem Rand, aber auch ganz ohne Rand, tragen junge Leute auf einer Miniatur eines Meisters des Anton von Burgund, der Illustration des 1460/70 entstandenen Gebetbuches von Valerius Maximus auf der «die Charaktere der Menschen» bezeichneten Tafel<sup>125</sup>.

Die Kopfbedeckung des Löwenober des Maihinger Spiels, vermutlich um 1450 am Oberrhein entstanden, scheint eine Mütze zu sein, deren Rand ein geflochtenes oder gedrehtes Band ziert, das am Hinterkopf zu einer Schleife gebunden ist<sup>126</sup>. Es handelt sich um typische Hutformen der burgundischen Mode der Mitte des 15. Jahrhunderts, hohe und breitkrepfige Hüte, Wulsthüte und hohe und halbhohe Hutkuppen mit schmalem Rand.

Die Eichel als Kartenfarbe müsste man demnach also als Fehlinterpretation eines als Hut-Kartenfarbe dargestellten breitkrepfigen Hutes, statt der randlosen Hutform, ansehen, der Kartenfarbe, die bereits als Verbildlichung des schweizerischen Dialektwortes Goppe, Guppe für Hutkuppe, einer Wortmissdeutung der italienischen Kartenfarbenbezeichnung Coppe oder Coppi für Becher erkannt worden ist.

Wenn Daniel Martin<sup>127</sup> im französischen Kartenspiel als deutsche Bezeichnung für die *Dame de Pique* eine *Schauffelfraw* oder *Spadenfraw* erwähnt, so liegt es nahe, an eine Wortmissdeutung der italienischen Kartenfarbe *Spadi* = *Schwerter* in *Spaten* = ein *Grabwerkzeug* zu denken. In Deutschland ist die Bezeichnung *Schuppen* in Schleswig-Holstein 1664 nach Rachel<sup>128</sup> oder *Schippe*, niederländisch *Schoppen*, in der Schweiz<sup>129</sup> *Schüfien-sün* in Gebrauch, für *Pique-As* in Basel auch *Schüppen*. Dass die französische Farbe *Pique*, womit im Französischen eine *Spitzhacke* oder eine *Waffe* gemeint ist, eine Fehlinterpretierung eines Spatenblattes sein könnte, ist nicht ausgeschlossen. Scheuermeier<sup>130</sup> unterscheidet in der Form zwischen einer Schaufel und einem

<sup>125</sup> Friedrich Winkler, Die flämische Buchmalerei des XV. und XVI. Jahrhunderts (Leipzig 1925) 84. Gebetbuch des Valerius Maximus. Tafel: Charaktere der Menschen.

<sup>126</sup> Spielkarten (wie Anm. 3) 23 u. 48.

<sup>127</sup> Martin (wie Anm. 102) 635.

<sup>128</sup> Rachel (wie Anm. 51) 40.

<sup>129</sup> Schweiz. Id. 7, 1027.

<sup>130</sup> Paul Scheuermeier, Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz (Erlenbach-Zürich 1943) 89f.

Spaten oder der Stechschaufel. Bei der Schaufel ist der Holzstiel leicht geschwungen, an dem das ebenfalls leicht abgebogene konkav geformte Blatt steckt. Im Gegensatz zur Schaufel hat der Spaten bzw. die Stechschaufel einen geraden Stiel und ein flaches Blatt. Die Formen des Blattes sind unterschiedlich: viereckig, trapezförmig, fast quadratisch oder dreieckig, unten zugespitzt oder abgerundet wie ein Schild. Bei einigen Typen stellt man beim Graben den Fuss nicht auf den oberen Rand des Blattes, sondern auf einen besonderen Bügel, der einige Zentimeter über dem Blatt am Stiel befestigt ist.

Aus mittelalterlichen bildlichen Darstellungen wissen wir, dass früher auch die Spatenblätter meistens aus Holz waren, das man mit eisernem Rand beschlagen hatte. Guyan<sup>131</sup> erwähnt einen solchen Spaten aus einem Römerfund aus Schleithem im Besitz des Museums Allerheiligen Schaffhausen. Diese eisenbeschlagenen Holzspaten hatten häufig eine unten zugespitzte Form, die an ein Herz erinnert. Einen solchen herzförmigen Spaten findet man auf einem Holzschnitt einer Totentanzfolge des Meisters der Lübecker Bibel dargestellt. Herzförmige beschlagene Holzspaten gab es nach Hoeck<sup>132</sup> noch im 19. Jahrhundert in Hessen. Einen Spaten mit unten abgerundetem Blatt hat der Tod, einer Karte des sogenannten Geofrey-Tarocks aus Lyon aus dem Jahre 1557 aus dem Besitz des Museums für Kunsthandwerk Frankfurt/Main, in Wien auf der Spielkartenausstellung der Albertina gezeigt<sup>133</sup>. Man könnte also sowohl die *Pique-Farbe* der französischen Kartenspiele, die in Deutschland *Schaufel*, *Schippe* oder *Spaten* heisst, als auch die *Herzfarbe* des deutschen und des französischen Kartenspieles aus einer Verbildlichung einer Wortmissdeutung der italienischen Kartenfarbe Spade ableiten. Die *Schilten* wiederum der Schweizer Jasskarte könnte man auch aus einer Bildmissdeutung eines schildförmigen Spatenblattes und einer erneuten Verbildlichung und Bildmissdeutung erklären.

Es sei hier ausserdem noch darauf hingewiesen, dass französisch *bêche* der *Spaten* und *bécher* = graben heisst und so, rein hypothetisch, auch eine Wortmissdeutung vom deutschen Wort *Becher* für die italienische Kartenfarbe *Copa* eine Verbildlichung im Französischen zum *Spaten* = *bêche* erfolgt sein könnte.

---

<sup>131</sup> W.U. Guyan, Altes landwirtschaftliches Gerät aus dem Kanton Schaffhausen. Museum Allerheiligen Schaffhausen (o. J.) Bl. 10.

<sup>132</sup> Alfred Hoeck, Eisenbeschlagene Holzspaten in Hessen, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 71 (1960) 161.

<sup>133</sup> Spielkarten (wie Anm. 3) 99.

Am Blatt des Obers des von Rosenfeld<sup>134</sup> einem «Pflugscharmeister» zugeschriebenen Spiels erinnert der kurze breite Stielansatz an den Schaft eines Spatenblattes. Bei dem anderen Spiel hat ein Jörg Schwemer als Hersteller signiert. Es sei hier noch erwähnt, dass das von Rosenfeld als Pflugschar erkannte Zeichen des Kartenmachers auf dem Schild, den ein Löwe der Eichelzweikarte hält, auch als Schaufel gedeutet werden kann. Der Künstler würde dann entsprechend Schäufelein heissen. Ein Maler und Zeichner Leonhard Schäufelein hat zwischen 1480 und 1540 in Nürnberg, Nördlingen und Augsburg gelebt. Von diesem Hans Leonhard Schäufelein gibt es ein Kartenspiel, von dem ein Exemplar im Besitz des Germanischen Museums Nürnberg ist. Das Spiel, das auf der Wiener Ausstellung gezeigt wurde, ist von Koreny in dem Katalog beschrieben<sup>135</sup>. Das von Rosenfeld in München entdeckte Spiel könnte also von einem Mitglied einer in Bayern bzw. in Süddeutschland ansässigen Kartenmacherfamilie Schäufelein angefertigt worden sein, von der ein Mitglied in der Werkstatt Dürers zu einem qualifizierten Künstler ausgebildet worden ist. Es sei hier schliesslich noch darauf hingewiesen, dass auch in den englischen Bezeichnungen für die französischen Spielkartenfarben *clubs* = *Stöcke*/*Keulen* für *Treff* und *spade* = *Spaten* für *Pik* die Beziehungen bzw. Ableitungen aus den italienischen Farben noch deutlich zu erkennen sind.

Der Prozess, der zur Entstehung der drei noch heute in Mittel- und Westeuropa gebräuchlichen Spielkartentypen geführt hat, ist sehr kompliziert. Er hat Ähnlichkeit mit der babylonischen Sprachverwirrung mit den hier aufgezeigten Wortmissdeutungen, die dadurch ausgelöst missverstandenen bildlichen Darstellungen, die dann wiederum wegen undeutlicher und missverständlicher Zeichnung weitere Missdeutungen zur Folge hatten.

Die bisher entwickelten Ableitungsschemata für die Entstehung der Spielkartenfarben von W.L. Schreiber<sup>136</sup> und Fritz Rumpf<sup>137</sup>, — Rosenfeld<sup>138</sup> hat weitestgehend das Schreibersche Schema übernommen — legen formale Merkmale zu Grunde. Sie dürften nach den durch die Hinzuziehung sprachlicher Belege gewonnenen Erkennt-

<sup>134</sup> Rosenfeld (wie Anm. 55) Tafel II d und III c.

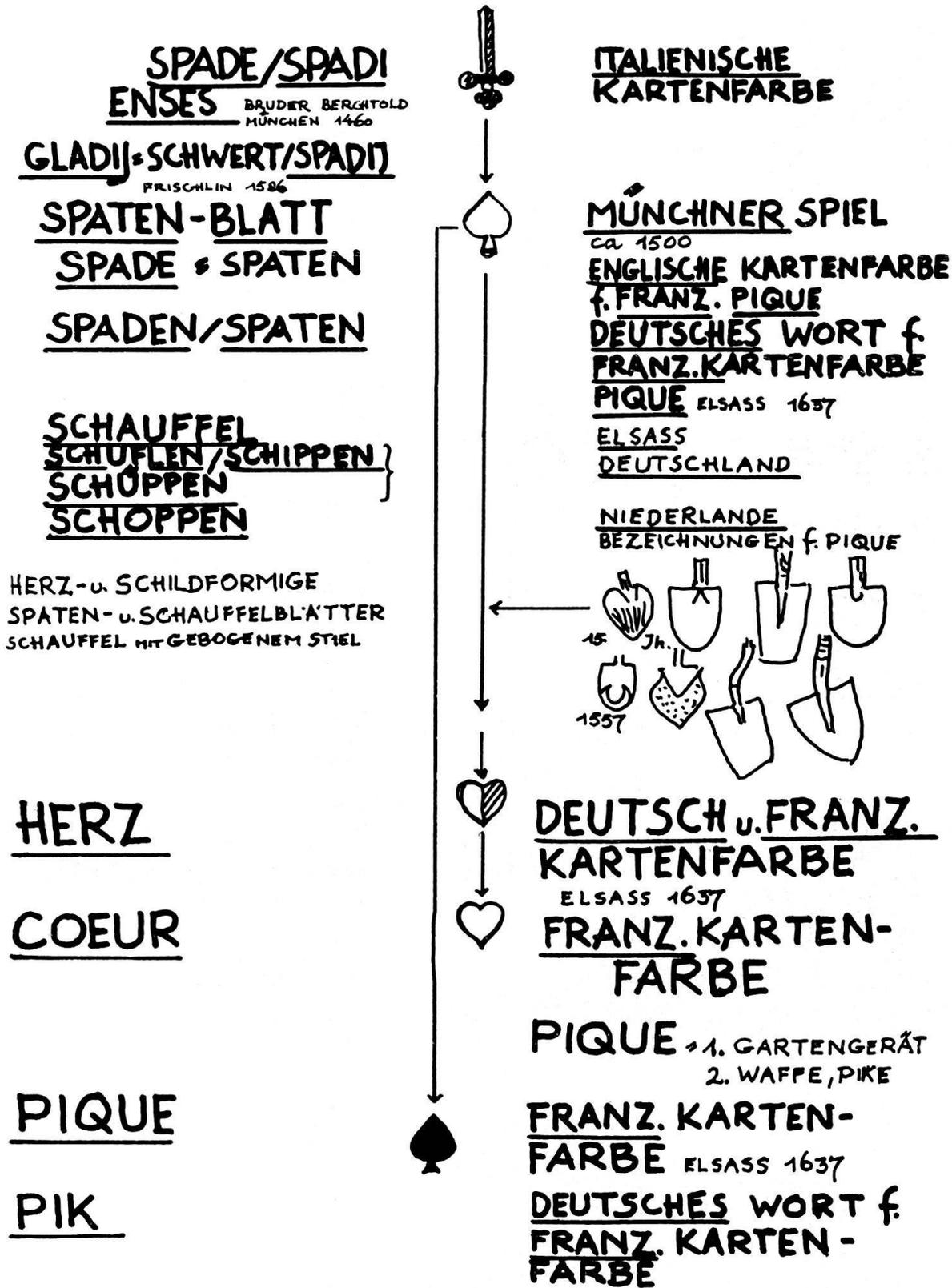
<sup>135</sup> Spielkarten (wie Anm. 3) 88 ff.

<sup>136</sup> Schreiber (wie Anm. 19) 124.

<sup>137</sup> Fritz Rumpf, Spielkarten, in: Jahrbuch für historische Volkskunde 3/4 (Berlin 1934) 340.

<sup>138</sup> Hellmut Rosenfeld, Das Alter der Spielkarten in Europa und im Orient, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 1960, 752.

nissen nicht mehr haltbar sein. Einen zusammenfassenden Überblick über den möglichen Entwicklungsfluss sollen die nachfolgenden Tabellen geben.

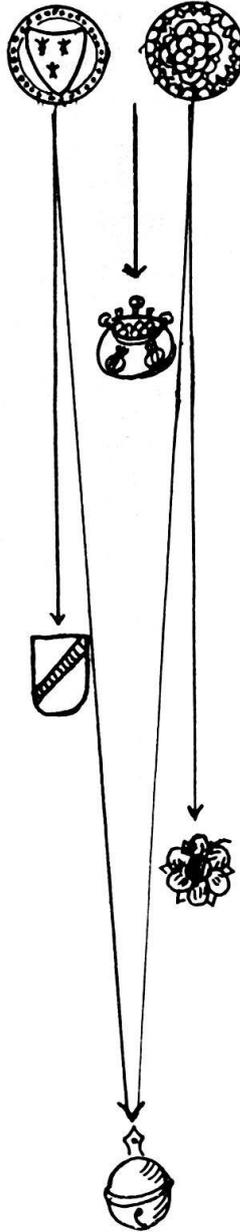


DENARIDENARIBRÜDER BERCHTOLD MÜNCHEN  
1460MONETAE/GELTDENARI FRISCHLIN 1586PFENNIG

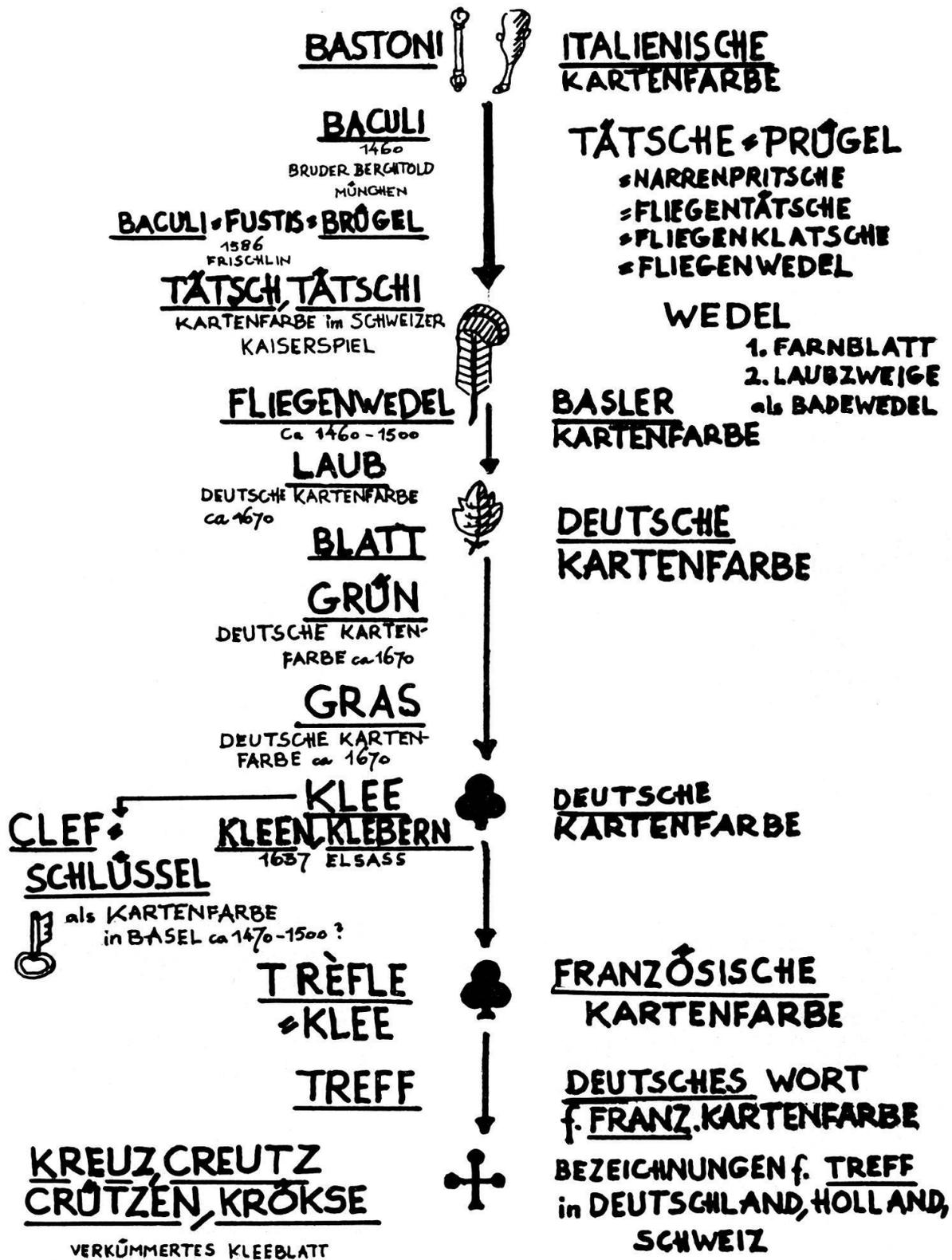
MEISTER JNGOLD 1432/33

GELDBÖRSESCHILTENBLASS = FRANZ. BLASONROSENFUGEL = NARR, SCHWEIZER  
MUNDARTNOLAEBRÜDER BERCHTOLD MÜNCHEN  
1460SHELLENRÖLLI

SCHWEIZER MUNDART

ITALIENISCHE  
KARTENFARBEKARTENFARBE  
OBERRHEINBASLER KARTENFARBE  
ca 1460 - 1500?ÉCU = franz. SCHILD = NAME f.  
franz. MÜNZE. 12. Jh.SCHILTEN = SCHWEIZER NAME f.  
franz u. savoyische MÜNZEN  
15. Jh.ROSEN-SCHILTEN / ROSEN-NOBEL  
= NAME f. franz. u. savoyische  
MÜNZEN in d. SCHWEIZ. 15. Jh.BASLER KARTENFARBE  
ca 1460 - 1500 BASLER SPIELESCHWEIZER KARTENFARBEKARTENFARBE im KAISER-  
oder KARNÖFFELSPIEL d.  
SCHWEIZBASLER KARTENFARBE  
ca 1460 - 1500 BASLER SPIELESCHWEIZER KARTENFARBEFARBE im KAISER- oder  
KARNÖFFELSPIELDENARI = MISSVERSTANDEN ALS DIE  
NARRI = NARRENKENNZEICHEN DER NARREN =  
SCHELLEN/GLÖCKCHEN/RÖLLIKARTENFARBESCHWEIZER u. DEUTSCHE  
KARTENFARBE

1. NARR
2. SCHELLE
3. KARTENFARBE



COPPE, COPPICALICES = CREDENTZBRUDER BERCHTOLD MÜNCHEN  
1460CALICES = KELCH, COPI

FRISCHLIN 1586

KÖPFECHÖPFENHÜTEFINGERHUT, FINGERLINGFINGERLEIN, RINGKARTENFARBE bei  
MEISTER JNGOLD 1432/33HUT MIT BREITEM RANDEICHELBRUDER BERCHTOLD MÜNCHEN  
1460EICHEL, ECKERNECKEN, EGGSTENECKSTEINECKSTEIN, STEINRAUTEN, RUTTEN, RUITENQUARREAU, CARREAUKAROITALIENISCHE  
KARTENFARBEGOPPE, GOPPEN= KOPF, KÖPFE

SCHWEIZER MUNDART

SCHWEIZER KARTEN

ca 1550 ?

SCHWEIZER KARTENFARBE

MUNDARTLICH

GUPPE, GUPPEN= HUTKOPF, HUTKUPPE  
SCHWEIZER MUNDARTBASLER KARTENFARBE

ca 1460-1500



BURGUNDISCHE HUTMODE 1460-1490

BASLER KARTENFARBE

ca 1500 ?

DEUTSCHE KARTENSCHWEIZER KARTEN

ca 1500

EICHELN, ECKERN

= DEUTSCHE MUNDART

KARTENFARBEDEUTSCH, SCHWEIZKARTENFARBE DEUTSCH,  
SCHWEIZ u. FRANZ.  
SPIELFRANZ. KARTENSPIEL  
DEUTSCHLAND, ELSASS,  
HOLLANDFRANZÖSISCHE  
KARTENFARBEDEUTSCHES WORT  
f. FRANZ. KARTEN-  
FARBE